

54 d. Kunst-u. geogr. Anstalt v. Serz & C^o in Nürnbg.

H. Franz v. Sales.

Verlag von G. J. Manz in Regensburg.

Leben
ausgezeichneter Katholiken
der
drei letzten Jahrhunderte.

Herausgegeben
unter Mitwirkung Anderer
von
Albert Werfer.

Drittes Bändchen:
Leben des heiligen Vinzenz von Paul
und des
heiligen Franz von Sales.

Schaffhausen.
Verlag der Fr. Hurter'schen Buchhandlung.
1852.

Leben

des

heiligen Vinzenz von Paul.

Von

Albert Werfer.

Schaffhausen.
Verlag der Fr. Hurter'schen Buchhandlung.
1852.

Erstes Kapitel.

Geburt und Jugendjahre des Vinzenz von Paul.

Vinzenz von Paul wurde den 24. April 1576 in dem gaskognischen Dörfchen Pouy unweit der Stadt Acqs in Frankreich geboren. Sein Vater hieß Johann von Paul, seine Mutter Bertrande von Mores. Sie waren beide Landleute und mußten ihr Brod mit harter Handarbeit im Schweiße ihres Angesichts verdienen. Ihr ganzer Reichthum bestand in wenigen Morgen Landes und einer kleinen Heerde Vieh; so arm indessen ihre Hütte auch an irdischen Gütern war, um so reicher war sie an Schätzen höherer und besserer Art, denn unter dem ländlichen Dache derselben herrschten die Tugenden der Gottesfurcht, Rechtschaffenheit und Zufriedenheit und nie ließen diese guten Menschen einen Armen mit leeren Händen von ihrer Thüre hinweggehen. Stets besorgt, ehrlich durch diese Welt zu kommen und dereinst in das bessere Vaterland zu gelangen, erzogen sie die sechs Kinder, welche

ihnen Gott geschenkt hatte, in gleichem Geiste. Zwar vermochten sie dem jungen Vinzenz, welcher der Drittgeborne war, das nicht zu geben, was man äußere Weltbildung nennt, doch legten sie, was einen weit höhern Werth hat, in seinem kindlichen Gemüthe den ersten Grund zu jener edeln Gottes- und Menschenliebe, welche später die Welt an ihm nicht genugsam bewundern konnte. Zwischen Arbeit und Gebet theilte diese bescheidene Familie ihre Zeit ein, weßhalb Vinzenz, sobald er der Kindheit entwachsen war, sich den häuslichen Arbeiten unterziehen mußte. Eines seiner ersten Geschäfte war, eine Heerde auf die Weide zu treiben. Dadurch gewöhnte sich Vinzenz an das Ungemach jeglicher Witterung, an Hitze und Kälte, Sturm und Regen; anderntheils hatte dieses einsame Hirtenleben auch einen wohlthätig bildenden Einfluß auf das empfängliche Gemüth des Knaben und der junge Hirte lernte gleich David den Schöpfer aus dem Anblicke seiner Werke von Tag zu Tag mehr kennen und lieben. Namentlich trieb er seine Heerde gern in die tiefe Schlucht des Berges, welcher sein väterliches Landgut beherrschte. Dort erhob sich zwischen schattigen Pinien eine der heiligen Jungfrau geweihte Kapelle aus weißem Gestein; zahlreiche Pilger aus allen Himmelsgegenden strömten im Laufe des Jahres nach diesem Gnadenorte, der den Namen „zu unserer lieben Frau von Buglose“ führte. Auch Vinzenz besuchte häufig dieses kleine, in der ganzen Umgegend berühmte und verehrte Heiligthum und brachte der heiligen Jungfrau duftende Blumen und kindliche Gebete dar, zwei Opfer, welche auch der Aermste zu geben vermag. Oft hörte man den jungen Hirten bei seiner Heerde

fromme Loblieder auf Maria singen und er schrieb gerne das Aufhören seiner kleinen Mißgeschicke der Fürbitte der hülfreichen Jungfrau zu. Er pflegte sich als das Kind der gnadenvollen Himmelsmutter zu betrachten und gewann die innigste, vertrauensvollste Verehrung für Maria.

Außer diesem Gefühl für das Höhere und Göttliche konnte man schon frühe an Vinzenz eine innige Liebe zu den Armen wahrnehmen. Das Elend und die Noth derselben rührte sein Herz stets auf das Tiefste, und er sparte und sammelte, ja darbte selbst, um Almosen geben zu können. Zuweilen gab er, von Mitgefühl hingerissen, einem Einzigen seine ganze kleine Baarschaft. Hatte er kein Geld zu geben, so gab er die Almosen in Natur und wenn er eben Getreidesäcke nach Hause führen mußte, so durfte man dessen gewiß sein, daß bei seiner Ankunft manche Handvoll fehlte. Sein Vater wußte das wohl, da er aber selbst den Armen gerne gab und das Almosen als einen Schlüssel zum Himmel betrachtete, so ließ er es ohne Widerrede geschehen.

So wuchs Vinzenz blühend an Körper wie an Geist heran, und als er in seinem zwölften Jahre das erstemal zu Gottes Tisch ging, konnte man nicht wohl einen gesitteteren und frömmern Knaben, als er war, sehen. Alle Nachbarn hatten eine Freude an ihm und sprachen seinem Vater zu, den jungen Vinzenz studiren und einen Priester werden zu lassen. Auch Johann hatte schon längere Zeit diesen Gedanken im Stillen bei sich erwogen, die Opfer jedoch hatten ihn im Hinblick auf seine Verhältnisse bisher zurückgeschreckt. Aufgemuntert von Bekannten und Freunden entschloß er sich dessen ungeachtet zuletzt, seinem Sohne

eine geistliche Erziehung geben zu lassen. „Erreicht er sein Ziel", dachte der Vater bei sich, „so kann er seinen Geschwistern einstens noch nützlich werden und sie wieder unterstützen. Versuch ich es einmal." Gesagt, gethan. Eines Morgens zog er sein Ackerpferd aus dem Stalle, setzte den jungen Vinzenz hinter sich darauf und ritt mit ihm nach Acqs. Vinzenz freute sich höchlich, ein Student werden zu dürfen und vergaß bald über dem neuen unerwarteten Glücke die Schmerzen und Thränen, welche ihm der Abschied von Mutter und Geschwistern gekostet hatte. Vor dem Franziskanerkloster der Stadt Acqs wurde Halt gemacht und Johann führte den schüchternen, aber hoffnungsvollen Knaben zu dem Pater Guardian. Dieser, alsbald die glücklichen Anlagen desselben gewahrend, zeigte sich bereit, Vinzenz unter die Zahl der Zöglinge aufzunehmen und traf mit dem Vater ein billiges Uebereinkommen. Sofort besuchte er von nun an die Klosterschule zu Acqs und machte bald so entschiedene Fortschritte in der lateinischen Sprache und zeigte überhaupt so schöne Eigenschaften, daß er sich nicht nur das allgemeine Lob und die Zufriedenheit seiner Lehrer erwarb, sondern auch, obwohl erst sechszehn Jahre alt, von einem gewissen Herrn von Commet als Hauslehrer angestellt wurde. Es war dieses eine große Erleichterung für Vinzenzens Aeltern und der fromme und wohlgesittete Jüngling gab sich alle Mühe, seine erste Stelle zur Zufriedenheit des Herrn von Commet zu versehen. Neun Jahre lang verweilte er in dem Hause dieses rechtschaffenen und verdienten Mannes und es gelang ihm, durch Geduld, Fleiß und Geschicklichkeit nicht bloß Herrn von Commets Gunst, sondern auch dessen

Liebe zu erwerben. Er erhielt an diesem Herrn einen Beschützer, Freund und Rathgeber, so lange er zu Acqs verweilte. Im Jahre 1596, den 19. September, erhielt Vinzenz die Tonsur und die niedern Weihen.

Nun war für ihn in dieser Stadt nichts Weiteres mehr zu lernen; er mußte, um sein Ziel zu erreichen, eine Universität besuchen. Hiezu aber war vor Allem Geld nöthig. Sein Vater, welcher mit großer Freude die bisherigen Fortschritte seines Sohnes wahrgenommen hatte, wollte nicht auf halbem Wege stehen bleiben. So hart es ihm und seiner Familie ankam, das nöthige Geld aufzubringen, so entschloß er sich doch zum Aeußersten. Er spannte die Ochsen vom Pfluge, verkaufte sie und machte es so seinem Sohne möglich, nach Toulouse auf die Universität zu reisen, um dort seine Studien fortzusetzen. Die Jahre, welche Vinzenz als ein armer Student auf der theuern hohen Schule zubringen mußte, waren reich an Mühen und Entbehrungen; er hatte oft nichts als ein Glas Wasser oder ein wenig schwarzes Brod, um seine Kräfte wieder herzustellen, indessen ließ er den Muth nicht sinken; er hungerte, fror, betete, um sein Ziel zu erreichen; ja er besuchte sogar die damals sehr berühmte Universität Saragossa in Spanien, um auch dort seinen Geist auszubilden. Wie ihm dieses möglich wurde, sagt die Geschichte nicht, indessen Vinzenz fand Mittel und Kräfte und es gelang ihm auch hier, seine Absichten zu erreichen.

Endlich erhielt er im Jahre 1600, den 23. Dezember, nach vielen Mühen, Kämpfen und Entbehrungen die Priesterweihe, nachdem er im Jahre 1598, den 27. Februar und 29. Dezember, das Subdiaconat und Diaconat erhal-

ten hatte. Sein erstes heiliges Meßopfer feierte er in einer abgelegenen Kapelle unter dem Beistande eines einzigen Priesters und Altardieners. Man sagt, der junge Priester sei während jener heiligen Handlung so von Furcht und heiliger Scheu ergriffen gewesen, daß er an allen Gliedern gezittert habe. Er hatte die hohe Würde und schwere Bürde des Priesterstandes in ihrer tiefsten Bedeutung erfaßt und man hörte ihn öfters in seinem spätern Leben die Aeußerung thun: „Wäre ich nicht schon in meiner Jugend Priester geworden, ich hätte mich nie dazu entschließen können, es je zu werden.“

Vinzenz begab sich nun in die Heimath zurück und seine Eltern hatten die Freude, ihren Sohn nach so vielen sorgenvollen Jahren als Priester begrüßen zu können. Der ehemalige junge Hirte sollte nun andere Schaafe auf die Weide führen und ein neues, ungleich schwierigeres Feld bestellen. Anfangs schien ihm das Glück zu lächeln. Da eben der bischöfliche Stuhl zu Acqs erledigt war, übertrug ihm der dortige Generalvicar die Pfarrei Tilh. Schon wollte Vinzenz zu großer Freude seiner Aeltern dieselbe beziehen, als ein Mitbewerber auftrat und geltend machte, die Stelle gehöre ihm, sie sei ihm in Rom verliehen worden. Man rieth Vinzenz, auf seinem Rechte zu beharren. Er wollte jedoch seine geistliche Laufbahn nicht mit Streit und Hader beginnen, zog sich zurück und begab sich wieder nach Toulouse, um dort seine Studien fortzusetzen. Leider traf ihn hier alsbald ein weit herberer Verlust, als jener der Pfarrei Tilh. Sein guter Vater, welcher bisher so viele Opfer für ihn gebracht hatte, starb. Vinzenz fühlte sich dadurch tief gebeugt, ertrug indessen

stille und mit Ergebung in den göttlichen Willen diesen harten Schlag. Als man das Testament eröffnete, fand sich darin die Verfügung, daß von der Hinterlassenschaft so viel genommen werde, als nöthig sei, um den Unterhalt seines Sohnes Vinzenz und dessen geistliche Studien vollends zu bestreiten. Der junge Priester verzichtete jedoch, obwohl er noch keine bestimmte Stellung hatte, zu Gunsten seiner Geschwister auf alle weitern Ansprüche. Am Ziele seiner Laufbahn stehend, wollte er den Seinigen auf keine Weise mehr zur Last fallen. Es gelang ihm, zuerst vier Stunden von Toulouse und dann in der Stadt selbst eine kleine Anstalt für junge Adelige zu errichten, deren Vorstand er wurde. Bei seiner Genügsamkeit brachte er es dahin, so viel zu erübrigen, daß er nebenbei seine Studien noch einige Jahre fortsetzen konnte. Endlich nach sechszehnjährigen Studien wurde er zum Baccalaureus der Theologie ernannt.

Zweites Kapitel.

Vinzenz als Christensclave.

Gott hatte Vinzenz zu großen Dingen auserſehen und wollte ihn deßhalb wie gewöhnlich durch Leiden auf ſeinen hohen Beruf vorbereiten. Er führte ihn daher ganz eigenthümliche Wege. Eines Tages ſollte Vinzenz nach Marſeille reiſen, um eine kleine Erbſchaft zu erheben, welche ihm eine Perſon, die ihn hochachtete, zugedacht hatte. Er wollte dieſen Weg zu Fuß machen, nahm jedoch die Einladung eines Edelmannes aus Languedoc an, mit ihm bis Narbonne auf der See zu fahren. Das Wetter war heiter, der Wind günſtig und die Reiſenden überließen ſich der ſorgloſeſten Heiterkeit. Da zeigten ſich in der Ferne drei Raubſchiffe aus Tunis, welche geradezu auf das Fahrzeug, in dem ſich Vinzenz befand, losſteuerten. Die Matroſen ahneten nichts Gutes und rüſteten ſich zur Gegenwehr. Es entſpann ſich alsbald ein heftiger Kampf, der, nachdem auf beiden Seiten Mehrere gefallen waren, damit endete, daß ſie ſich den Türken ergeben mußten. Dieſe hieben überdieß noch den Steuer-

mann des Schiffes aus Wuth nieder, weil auch sie einen ihrer Führer verloren hatten. Vinzenz selbst war durch einen Pfeilschuß verwundet worden und er sagt in einem Briefe, in welchem er diese Scene beschrieb: die erhaltene Wunde werde ihm durch sein ganzes übriges Leben als Zeitmesser dienen. Das Schicksal der Gefangenen, unter denen sich Vinzenz befand, war, daß sie in Ketten gelegt und als Sclaven in den untern Schiffsraum gesperrt wurden. Die Seeräuber kreuzten noch einige Tage auf dem Meere umher und schlugen dann den Weg nach Tunis ein, wo sie mit ihrer Beute nach sieben bis acht Tagen anlangten. Hier wurden die Gefangenen auf den Sclavenmarkt gebracht und dort zum Verkaufe ausgestellt. Ein paar Unterbeinkleider, ein leinener Rock und eine Mütze war Alles, was ihnen die Räuber noch gelassen hatten. Vinzenz wurde gleich den übrigen mit einer Kette am Halse in der Stadt umhergeführt und mußte es sich gefallen lassen, daß die Kaufleute ihm den Mund öffneten, um seine Zähne zu sehen, ihn jetzt im Schritt gehen, traben und laufen, dann wieder Lasten aufheben ließen, um seine Stärke zu prüfen. Endlich kaufte ihn ein Fischer, der sich indessen seiner bald wieder entledigte, da Vinzenz die Seeluft nicht ertragen konnte und erkrankte. Der Fischer stellte ihn wieder auf dem Sclavenmarkte zum Verkaufe aus. Nun kam Vinzenz in die Hände eines Arztes, der ihn nach und nach sehr lieb gewann, ihm viele seiner ärztlichen Kenntnisse mittheilte und sich große Mühe gab, Vinzenz zur Annahme des muhamedanischen Glaubens zu bewegen. Er versprach ihm in diesem Falle bedeutende Reichthümer und Mittheilung all

seiner geheimen Künste. Natürlich war sein Zureden vergeblich. Bei diesem Greise blieb Vinzenz vom Monat September 1605 bis zum Monat August 1606, als derselbe einen Ruf erhielt, zum Sultan nach Konstantinopel zu kommen. Er starb auf der Reise und hinterließ Vinzenz seinem Neffen, der ihn alsbald an einen andern Herrn, einen Renegaten, verkaufte. Dieser Mann war ein geborner Franzose, Namens Ludwig von Mericourt aus der Provence, war gleichfalls als Sclave nach Tunis gekommen, hatte jedoch, nach einem vergeblichen Fluchtversuch zum Tode verurtheilt, aus Liebe zum Leben den Glauben seiner Väter abgeschworen. Anfangs bezeugte der Renegat seinem neuen Sclaven nicht die mindeste Theilnahme, entfernte ihn vielmehr von sich und sandte ihn auf ein Pachtgut, Temat genannt, das Vinzenz mit andern Sclaven bebauen mußte. Dieses Pachtgut war im Gebirge gelegen in einer öden, außerordentlich heißen Gegend. Wie immer seinen Willen in den göttlichen Willen ergebend, arbeitete hier Vinzenz im Schweiße seines Angesichts. Wohl mag er in dieser verwilderten Gegend oft an seine liebliche, freundliche Heimath zurückgedacht haben, an seine noch lebende Mutter, an seine Geschwister und Freunde, doch seine Sehnsucht mußte im eigenen Herzen ersticken, denn das weite Meer lag zwischen dem Orte seiner Gefangenschaft und den Küsten Frankreichs; keines der Seinigen hatte Kunde von dem harten Schicksal, das ihn getroffen. Nirgends war für ihn eine Aussicht auf Befreiung. Indessen sollte sich auch an Vinzenz hier das Wort bewähren, daß Gott Allen Denen nahe ist, die ihn lieben und sie errettet aus der Trübsal, daß er

sie wohl in die Grube führt, aber auch wieder heraus. Die Frau des Renegaten, eine Türkin, besuchte öfters die Pachthöfe ihres Mannes, um nach den Arbeitern zu sehen. Als sie sich eines Tages dem Temat näherte, auf dem Vinzenz arbeitete, hörte sie von Ferne den neuen Sclaven christliche Lieder singen. Der Gesang, aus der Tiefe eines frommen, gottergebenen Gemüthes kommend, bewegte wunderbar das Herz dieser türkischen Frau. Sie schwieg indessen darüber und besichtigte wie gewöhnlich die Arbeiten auf dem Landgute. Dasselbe befand sich in einem weit bessern Zustande als früher, auch herrschte unter den Sclaven eine Ordnung und ein Friede, wie das bisher nicht der Fall gewesen war. Brüderlich vereint, besorgten sie ihre Geschäfte und ein wunderbarer Geist der Liebe und Arbeitslust waltete unter diesen sonst so rohen Menschen. Erstaunt darüber, fragte sie eine Sclavin, welche die Nahrung der Gefangenen bereitete: „Wem hat es unser Herr zu danken, daß dieser Temat in so gutem Zustande ist?“ Die Sclavin antwortete: „Seitdem Vinzenz, der Christ, hier weilt, ist das so geworden. Er ist Priester und die Sclaven halten ihn für einen Propheten, sie gehorchen und verehren ihn.“ Zulma war begierig, diesen Mann kennen zu lernen, zumal es derselbe war, den sie so schöne Lieder hatte singen hören. Sie berief Vinzenz und bat ihn, eines der Lieder in ihrer Gegenwart zu singen. Er war im Augenblicke überrascht und gedachte an die Worte des Psalmisten: „Von Weh und Schmach bedeckt, wie können wir im Lande der Fremden das Lob Gottes singen?“ Schnelle überwand er jedoch das Gefühl des Widerwillens und sang mit lauter Stimme und Thränen in den

Augen den Psalm: „Bei den Flüssen Babilons ꝛc.“ und schloß mit dem lieblichen Hymnus: „Salve regina.“ Als er geendet hatte, fragte ihn Zulma tief ergriffen: „Wie machst Du es, Friede unter diesen streitenden Menschen zu halten?“ Vinzenz entgegnete: „Ich lege ihnen täglich die Lehre unsers Erlösers ans Herz: „„Was Du nicht willst, daß man Dir thue, das füge auch keinem Andern zu.““ Zulma's Herz hatte von diesem Tage an der Strahl der göttlichen Gnade berührt und sie begab sich öfters auf das Landgut, um mit Vinzenz über die Angelegenheiten der Religion zu sprechen und den Gott der Christen kennen zu lernen.

Als sie sich hinlänglich unterrichtet glaubte und eines Tages voll heiliger Empfindungen und innerlich durch Vinzenzens Lehren gestärkt von dem Pachthofe zurückkehrte, beschloß sie, ihrem Gatten diese Unterredungen mitzutheilen und ihn aufzufordern, wieder zu der Religion seiner Väter zurückzukehren. Der Renegat war nicht wenig erstaunt, seine türkische Gemahlin also reden zu hören. Es regte sich auf einmal in seinem Herzen der alte kindliche Glaube wieder, den ihm einst seine Mutter gelehrt hatte und den er nachher aus Liebe zum Leben verläugnete. Bewegt fragte er Zulma, wer sie im Christenthum unterrichtet habe. Sie erzählte ihm nun Alles, was ihr begegnet war, wie mächtig der Ton der frommen Lieder, welche dieser Christensclave gesungen, ihr Herz bewegt habe und wie sie darauf von ihm in den Glaubenswahrheiten der christlichen Religion unterrichtet worden sei. Sie forderte ihren Gatten auf, mit ihr den bisherigen Glauben zu lassen und zu dem der Christen zurückzukehren.

Die Worte Zulma's verfehlten nicht, einen immer tieferen Eindruck auf den Renegaten zu machen und er rief zuletzt aus: „Ach, auch mein Herz bewegt schon einige Zeit eine heiße Sehnsucht nach meinem Vaterlande und nach der Religion meiner Väter, der ich einst untreu geworden bin. Laß uns auf Mittel sinnen, nach Frankreich zu fliehen!"

Am folgenden Tage wurde Vinzenz von der Arbeit hinweg nach der Wohnung des Renegaten berufen. Diese Botschaft erschreckte ihn im ersten Augenblicke, er fürchtete, sein Gebieter habe die Unterredungen, welche er mit Zulma von Zeit zu Zeit gehabt habe, nunmehr entdeckt und werde ihm seinen Zorn fühlen lassen. Indessen faßte er sich schnelle wieder; das Bewußtsein der guten Sache gab ihm Muth und auf das Schlimmste vorbereitet trat er in das Haus seines Herrn. Wie sehr erstaunte er aber, als er erfuhr, welche Veränderung in dem Gemüthe desselben vorgegangen war. Er erkannte darin das Walten der göttlichen Vorsehung, welche sich dieser türkischen Frau als Werkzeug bediente, um diesen Abgefallenen wieder in den Schooß der Kirche zurückzuführen, ihn selbst aber aus seiner Sclaverei zu befreien. Dankbar blickte er zum Himmel, von woher diese unerwartete Gnade und Hülfe kam und bot die ganze Kraft seiner überzeugenden Beredsamkeit auf, das Werk der Bekehrung zu vollenden. Es wurde nun Alles zur Flucht verabredet. Indessen vergingen noch zehn Monate, bevor dieselbe ausgeführt werden konnte. Diese Zwischenzeit benützte Vinzenz besonders dazu, Zulma im christlichen Glauben zu unterrichten und den Eifer der Bekehrung in dem Herzen ihres Mannes wach und lebendig zu erhalten.

Endlich erschien der günstige Augenblick. Unter dem Vorwande des Fischens bestiegen Mericourt, Zulma und Vinzenz eine kleine Barke und steuerten nach der Heimath. Die Fahrt war sehr gefahrvoll, der Sturm warf das schwache, gebrechliche Schifflein wie einen Federball auf dem Meere hin und her und die vom Winde gepeitschten Wogen drohten es jeden Augenblick zu verschlingen. Es war, als wollte Gott seinem Diener es aufs Neue recht klar zu erkennen geben, wie sehr wir Menschen von Dem abhängen, der da die Winde aussendet wie seine Boten und das Meer aufwühlt in seinen Tiefen, der aber auch den Aufruhr der Wogen alsogleich zu stillen im Stande ist. Vinzenz vertraute mit seinen zwei Reisegefährten diesem starken, schützenden Arme und ihre Hoffnung wurde nicht zu Schanden. Nach drei stürmischen Tagen landete die Barke an der französischen Küste und alle Drei betraten wohlbehalten den 28. Juni in Aigues-Mortes den vaterländischen Boden. Das Erste war, daß sie sich auf ihre Kniee niederwarfen und Gott für ihre wirklich wunderbare Rettung dankten. Alsdann begaben sie sich nach der Stadt Avignon und Vinzenz stellte dem dortigen Erzbischofe seinen bisherigen Gebieter und dessen Frau vor und bat für sie um Aufnahme in den Schooß der Kirche. Mit Rührung und Erstaunen vernahm der Prälat die bisherigen Schicksale des jungen Priesters, den man bereits für todt hielt. Er schloß ihn in seine Arme und versprach ihm seinen Schutz und Beistand. Mericourt wurde wieder öffentlich in die Gemeinschaft der Gläubigen aufgenommen, Zulma getauft und mit ihrem Gatten kirchlich getraut. Dieses Ereigniß machte in Avignon seiner Außer-

ordentlichkeit wegen großes Aufsehen und alle Bewohner priesen das Walten der göttlichen Vorsehung und segneten in ihrem Herzen Vinzenz, der auf so wundersame Weise der Retter zweier Seelen werden mußte. Er selbst schrieb von Avignon aus einen Brief nach Acqs an den Sohn des Herrn von Commets, seinen ehemaligen Zögling, und schildert in demselben seine bisherigen Schicksale. Derselbe ist noch vorhanden und legt ein schönes Zeugniß von der Demuth Vinzenzens ab. Er ist höchst einfach und prunklos geschrieben; nur wenige Andeutungen von den Drangsalen und Strapazen, welche der Verfasser zu dulden hatte, finden sich darin, im Gegentheil kann man aus diesem Schreiben einen der bezeichnendsten Charakterzüge des heiligen Vinzenz entnehmen, den Zug: nie oder nur höchst selten von sich zu sprechen und alle Ehre Gott zuzuschreiben.

Drittes Kapitel.

Weitere Schicksale des Vinzenz von Paul.

Nach einem kurzen Aufenthalte in Avignon nahm Vinzenz von Mericourt und Zulma Abschied und reiste mit dem Erzbischofe nach Rom. Der Aufenthalt in dieser Stadt der Apostel und Cäsaren war von großem Einflusse sowohl auf das innere Leben Vinzenzens, als auch auf seine ganze spätere Zukunft. Er fand hier Gelegenheit, seine theologischen Studien wieder fortzusetzen und seine Seele an den großen und heiligen Erinnerungen zu stärken und zu kräftigen, welche sich daselbst dem christlichen Pilger in so reichem Maße darbieten.

Er betete an der Begräbnißstätte der Apostelfürsten Petrus und Paulus und besuchte die Orte, an denen so viele tausend christliche Bekenner für ihren Glauben geblutet und die Krone des Märtyrerthums erlangt hatten. Nicht selten stieg er in die Katakomben hinab und verweilte bei den Grabsteinen und Denkmalen der ersten Christen. Gold und Silber brachte er zwar nicht mit sich herauf aus diesen unterirdischen Gewölben, wohl aber Schätze

höherer Art; er fand an diesen Stätten des Todes neuen Muth zu lebendiger Wirksamkeit für den großen Beruf, dem er alle seine Kräfte ungetheilt gewidmet hatte. Nicht selten benetzte er den Boden, auf dem so viele Heilige gewandelt haben, mit Thränen und auch in späten Jahren war ihm das Andenken an Rom eine Quelle frommer, erhabener Erinnerungen.

Hochgestellte Männer wandten ihm ihre Gunst zu, zogen ihn an ihre Tafel und als Vinzenz sich entschloß, wieder in sein Vaterland zurückzukehren, vertraute man ihm einen sehr geheimen und besonders wichtigen Auftrag an den damaligen König Heinrich IV. an.

Auch in Paris, wohin ihm der Ruf von seinen bisherigen Schicksalen bereits voraus geeilt war, wurde der junge Priester bei Hof sehr herablassend aufgenommen. Der König gab ihm die Abtei St. Leonard de Chaume und die Königin ernannte ihn zu ihrem ordentlichen Almosenier, in welcher Eigenschaft er die Funktion hatte, die königlichen Almosen zu vertheilen. Vortreffliche Männer knüpften mit Vinzenz von Paul freundschaftliche Verbindungen an und führten ihn in ihre Kreise ein. Unter diesen waren es vorzüglich zwei, welche in der Folge seine innigsten Freunde wurden und auf die Gestaltung seines Schicksals vielen, oft enscheidenden Einfluß hatten: nämlich Herr von Fresne, der Sekretär der Königin, und ein gewisser Herr von Berülle, General-Superior der Oratorianer. Den letztern erwählte sich Vinzenz zu seinem Gewissensfreund und Rathgeber.

Manchen hätte diese neue glänzende Stellung geblendet; nicht so Vinzenz von Paul. Er vergaß es nicht,

daß er einst als Sclave die niedrigsten Dienste verrichten mußte und von einer armen Bauernfamilie abstamme. Er blieb, was er war, demüthig, klug, liebevoll und mehr als je geneigt, Allen Gutes zu thun. Ueberdies begegnete ihm gerade um jene Zeit ein Unfall, der Vieles dazu beitrug, Vinzenz, wiewohl unverschuldet, in steter Demuth zu erhalten. Vinzenz wohnte nämlich damals in der Vorstadt St. Germain, theilte mit einem Landsmanne, dem Richter von Sore, dasselbe Zimmer und mußte wegen ziemlich bedeutender Unpäßlichkeit das Bett hüten. Eines Tages nun stand der Richter ziemlich frühe auf und ging seinen Geschäften nach, vergaß jedoch seinen Schreibtisch zu schließen, in dem sich vierhundert Thaler befanden. Auf dem Wege fällt dem Richter seine Unachtsamkeit bei und er kehrte schnell um, dieselbe wieder gut zu machen. Allein es war zu spät, er fand bei seiner Rückkunft die Lade geleert, das Geld war verschwunden. Der Mann fing einen großen Lärm an und rief: er sei bestohlen. Vinzenz, der bisher geschlummert hatte, erwachte und sagte: „Wie, Ihr seid bestohlen und von wem denn?“ Der Richter rief: „Vielleicht durch Euch, gebt mir mein Geld, Ihr habt es genommen, oder habt es doch nehmen sehen.“ Der Kranke antwortete sanft: „Weder das eine, noch das andere, ich versichere Euch.“ Der heftige Landsmann wollte dieses nicht glauben, bestand vielmehr darauf, Vinzenz sei für das Geschehene verantwortlich, und fuhr fort, seinen Freund mit Beschuldigungen zu überhäufen; dieser konnte zuletzt nichts thun, als noch einmal seine Unschuld betheuern und dann schweigen. Er wendete sich daher auf die Seite, erhob sein Herz zu Gott und

sprach: „Herr, Du weißt die Wahrheit.“ Das Ereigniß machte großes Aufsehen, indem es der Richter auf alle Weise verbreitete, mit Vinzenz offen brach, ihn aus seiner Wohnung vertrieb und einen Heuchler und ehrlosen Menschen nannte. Vinzenzens Freunde glaubten natürlich nicht an seine Schuld und vertheidigten ihn, aber es fehlte auch nicht an Menschen, welche der Verleumdung ihr Ohr liehen und die Möglichkeit des Diebstahls durch Vinzenz keineswegs in Abrede stellten, zumal da alle Nachforschungen fruchtlos blieben. Der fromme Mann hatte bittere Tage und seine Sclaverei in Tunis dünkte ihm eine leichte Sache im Vergleich mit diesem Unfalle zu sein, denn dort hatte er nur seine Freiheit verloren, hier aber war sein guter Name bloß gestellt und er wurde von Vielen mit Verachtung angesehen. Es war eine harte Prüfung, die ihm Gott zugesandt hatte und nur der Glaube, die Vorsehung werde seine Unschuld zuletzt doch noch an den Tag kommen lassen, hielt ihn aufrecht. Er beschloß indessen Paris auf einige Zeit zu verlassen und irgend einen verborgenen Ort aufzusuchen, an dem er entfernt von den Verleumdungen und Gefahren der Welt Gott dienen könne. Daher löste er, ohne seinen wahren Freunden zu entsagen, sachte die bisherigen Bande auf, legte seine Stellen nieder und bezog mit Gutheißen seines Freundes Berülle die Landpfarrei Clichy. Bei seinem stillen, die Einsamkeit liebenden Sinne fühlte er sich hier bald heimisch und begann, allen Glanz der Hauptstadt schnelle vergessend, als Seelenhirte eine segensreiche Wirksamkeit zu entfalten, und an Stoff dazu fehlte es ihm nicht. Die Pfarrkirche zu Clichy war dem Einsturze nahe, Vinzenz baute sie wie-

der auf und zwar nicht auf Kosten seiner Pfarkinder, sondern mit dem Ertrag von Almosen, welche er hauptsächlich in Paris einsammeln ließ. Er besuchte die Kranken, tröstete die Betrübten, erquickte die Armen, lehrte die Unwissenden und stiftete Frieden in den Familien. Eine besondere Angelegenheit war es ihm, verschiedene Irrlehren, welche sich damals verbreitet hatten, auszurotten und die Verführten wieder zu den Quellen der reinen Lehre zurückzuführen. Dem Grundsatze getreu, daß es nicht genug sei, daß der Hirte nur seine Schafe weide, er müsse sie auch gegen die Wölfe vertheidigen und darüber wachen, damit sie nicht unkluger Weise schädliche Kräuter essen, bemühte sich Vinzenz, die neuen Irrthümer in ihrer Unhaltbarkeit darzustellen und den wahren Glauben zu predigen. Zuweilen lud er auch fremde berühmte Prediger ein, welche an seiner Stelle das Wort Gottes verkündigen mußten. Er that dieses deßhalb, weil er wohl wußte, daß eine fremde Stimme die Aufmerksamkeit des Volkes mehr fesselt, als die, welche es gewöhnlich hört. Auf diese Weise blühte und gedieh der kleine Weinberg, den Vinzenz zu bauen unternommen hatte, auf das Herrlichste und der fromme Mann dachte schon daran, für immer sein Leben als Seelsorger auf dem Lande zuzubringen.

Indessen war dies der Wille des Himmels nicht. Gott hatte nur auf eine Zeit lang beschlossen, seinen Diener zu prüfen; er hatte ihn erniedriget, um ihn aufs Neue und glänzender zu erhöhen. Fürs Erste kam seine Unschuld an den Tag. Ein junger Mensch, ein Apotheker, der zu Bordeaux eines Diebstahls wegen festgenommen

worden war, bekannte nämlich, er habe sich damals, als Vinzenz in dem Zimmer krank darniederlag und schlief, in dasselbe geschlichen und dem Richter seine vierhundert Thaler entwendet. Gewissensbisse während der Einsamkeit seines Gefängnisses hätten ihn dazu vermocht, seine Schuld zu gestehen. Der Richter schrieb an Vinzenz einen demüthigen Brief, in dem er ihn um Gnade und Verzeihung wegen seines falschen Argwohns anflehte. Vinzenz dankte vor Allem Gott dafür, daß er seine Unschuld an den Tag gebracht habe und schrieb dann sogleich an den Richter, daß er ihm von ganzem Herzen vergebe.

Alsdann erhielt er von Herrn von Berülle ein Schreiben, in welchem ihn derselbe einlud, nach Paris zu kommen und eine Stelle als Lehrer bei den Söhnen des Grafen Emanuel von Gondi, Generals der Galeeren, anzunehmen. Zugleich rieth er ihm, diesem ehrenvollen Rufe zu folgen und seine Pfarrei zu verlassen, zumal da er hier eine weit folgenreichere Wirksamkeit entfalten könne. Vinzenz that dies ungern, er wollte nicht mehr nach Paris zum Hofleben zurückkehren. Indessen gewohnt, nicht seinem eigenen Willen, sondern dem eines weisen, erfahrenen Mannes zu folgen, verließ er doch seine geliebte Heerde und sein dürftiges Pfarrhaus. Er sagt über seinen Abschied in einem Schreiben: „Traurig entfernte ich mich von meiner kleinen Kirche zu Clichy, meine Augen waren feucht von Thränen und schluchzend segnete ich diese Männer und Frauen, welche zu mir kamen und die ich so sehr geliebt hatte; meine Armen waren auch unter ihnen und diese zerrissen mir das Herz.“

Viertes Kapitel.

Vinzenz als Lehrer in der Familie Gondi.

Am 25. Januar 1613 kam Vinzenz mit seinem kleinen Hausrathe zu Paris an, um als Lehrer bei der Familie Gondi einzutreten. Das Haus Gondi war nicht bloß eines der reichsten, sondern auch der vortrefflichsten Häuser in der Hauptstadt. Der Graf zeichnete sich durch die edeln Eigenschaften der Religion und Menschenliebe vor Vielen seines Standes aus, und seine Gemahlin, Franziska Margaretha von Silly, war eine der edelsten und tugendhaftesten Damen von Paris. Obwohl noch jung und sehr reich, legte sie doch wenig Werth auf die vergänglichen Güter der Welt und strebte stets nach solchen, die ewiger und bleibender Natur sind. Als Vinzenz der Gräfin vorgestellt wurde, vertraute sie ihm ihre drei Kinder mit den Worten an: „Ich wünsche, es möchten diese Kinder, die mir Gott gegeben hat, eher Heilige als große Herren werden."

Es wurde sofort dem neuen Hauslehrer ein schönes Zimmer im Palaste Gondi angewiesen und Vinzenz befand

sich wieder wie früher in Mitte der Zerstreuungen und Feste eines glänzenden Hoflebens. Er bewohnte indessen, wie bei seinem ersten Aufenthaltsorte in Paris, sein Zimmer wie eine Zelle und beschäftigte sich einzig mit seinem Berufe und der Erziehung der Kinder des Grafen. Wenn man ihn über seine Zurückgezogenheit zur Rede stellte, pflegte er zu äußern: „Ein Priester müsse insbesondere mitten in den Geschäften und gefährlichen Gelegenheiten einer großen Stadt stille und zurückgezogen leben und nur ausgehen und sprechen, wenn es wirklich nöthig sei." Diesem Grundsatz blieb Vinzenz stets treu, vergaß aber sogleich alle seine Liebe zur Einsamkeit, sobald sich eine Gelegenheit darbot, dem Nächsten Hülfe zu leisten. In diesem Falle sparte er weder Schritte noch Ermahnungen, und man fand ihn dann bei Tag und Nacht bereit, seine vier Wände zu verlassen. So wenn im Hause des Grafen irgend ein Diener erkrankte, besuchte ihn der neue Hauslehrer ohne Verzug und erkundigte sich nach dessen Bedürfnissen. Deßhalb gewannen ihn auch die Leute des Grafen sehr lieb und ließen sich willig von ihm leiten. Vinzenz schlichtete ihre kleinen Streitigkeiten, versöhnte die Entzweiten und brachte es nach und nach dahin, daß beinahe Alle an hohen Festen die heiligen Sakramente empfingen. Vor dem Grafen und der Gräfin hatte er große Achtung; nie mischte er sich in ihre Angelegenheiten und trat nie vor sie, ohne gerufen zu sein. Nur wenn er wahrnahm, daß die göttlichen Gesetze irgendwie verletzt werden könnten oder die Familie in einen Unfall gerathen möchte, erlaubte er sich, frei und offen seine Ansicht zu äußern. Einmal erfuhr Vinzenz, der Graf habe

im Sinne, sich zu schlagen. Sogleich beschloß er, seinen Herrn von diesem Unternehmen abzubringen und wählte dazu mit wunderbarer Gewandtheit einen Augenblick aus, in dem er von dem Grafen ein geneigtes Gehör erwarten durfte. Derselbe hörte nämlich alle Tage die heilige Messe in seiner Hauskapelle. Vinzenz wartete daher an dem verhängnißvollen Morgen, der für das Haus Gondi so schlimm enden konnte, bis sich die Menge verlaufen hatte, trat dann vor den Grafen, der noch allein und wie es schien, in ernstes Sinnen versunken auf seinem mit Goldfranzen besetzten Sammtkissen kniete, und warf sich vor ihm auf die Kniee nieder. Erstaunt blickte der General den Priester an. Dieser aber beschwur ihn in den demüthigsten Formen, aber auch in den bestimmtesten Ausdrücken, sein Vorhaben aufzugeben. Er sagte ihm, wie sehr ein solcher Zweikampf den göttlichen und menschlichen Gesetzen entgegen sei. Er gab ihm zu bedenken, welche Sünde er sich damit auflade, wenn er sich an dem Leben seines Mitmenschen vergreife und dadurch dem Herrn des Lebens und des Todes seine Rechte streitig mache, in welch großen Jammer er überdieß seine Familie stürze, er möge als Sieger oder als Besiegter aus dem Kampfe hervorgehen. Zuletzt sagte er: „Im Namen des Gottes, Herr Graf, den Sie eben auf dem Altar angebetet haben, des für uns gekreuzigten Gottes, sage ich Ihnen, wenn Sie bei dem verderblichen Entschlusse beharren, sich diesen Abend im Zweikampfe zu schlagen, dann wird er nicht nur an Ihnen, sondern auch an Ihrem ganzen Hause Gerechtigkeit ausüben.“ Hierauf kreuzte er seine Arme über die Brust, zog sich zurück und überließ den Grafen

seinen Betrachtungen. Diese waren ohne Zweifel heilsam, denn der Zweikampf scheint nicht stattgefunden zu haben.

Die Gräfin beobachtete mit innigem Wohlgefallen das fromme, sich stets gleiche tugendhafte Leben ihres Hauslehrers und beschloß, ihm ihr eigenes inneres Leben anzuvertrauen. Vinzenz sollte der Gewissensfreund dieser Dame werden; es war dies eine Auszeichnung, welche ihn gleichsam zum Mitglied der Familie Gondi machte. Vinzenz sträubte sich indessen längere Zeit dagegen und erst dem Einflusse des Herrn von Berülle gelang es, den demüthigen Priester hiezu zu bestimmen.

In dieser Zeit begann auch Vinzenz von Paul eine Einrichtung wieder ins Leben zu rufen, welche bis auf den heutigen Tag von ungemein segensreichen Folgen auf dem Gebiete der katholischen Kirche war: das Institut der Volksmissionen. Die Veranlassung dazu war folgende: Die Gräfin Gondi pflegte von Zeit zu Zeit ihre Güter auf dem Lande zu besuchen. Sie nahm meistens ihre Kinder und nun auch deren Lehrer Vinzenz mit sich. Ihre Ankunft verbreitete jedesmal Freude in den Hütten, denn sie begab sich nicht allein deßhalb auf das Land, um die gesündere Luft und die Reize der Natur zu genießen, sondern sie kam als Mutter der Armen und Beschützerin der Wittwen und Waisen. Persönlich pflegte sie die Hütten zu besuchen, Gaben auszutheilen und Trost und Hülfe zu bringen; zugleich forschte sie nach, ob die Beamten ihre Pflichten erfüllten und ließ sich nicht selten Streitigkeiten und Klagen mündlich vortragen, um dieselben zu schlichten und zu heben. Sie legte dann selbst dasjenige

bei, was sie entscheiden konnte, Anderes trug sie ihrem Gemahl vor oder brachte es, wenn es nöthig war, bei Hof zur Sprache. Vinzenz stand der Gräfin in solchen Angelegenheiten thätig zur Seite; er besuchte Kranke, unterrichtete die Kinder und ließ kein Mittel unversucht, Seelen für Gott zu gewinnen. Bei diesen Rundreisen konnte er übrigens auch aus eigener Erfahrung kennen lernen, wie sehr es dem Volke noch an Religionskenntnissen gebrach, wie viele falsche Begriffe in dieser Hinsicht gang und gäbe waren und wie viel Unkraut allenthalben noch auszurotten sei. Oft dachte er bei sich darüber nach, wie da möchte geholfen werden. Da kam eines Tages, während er gerade mit der Gräfin auf dem Schlosse Folleville in der Picardie sich aufhielt, ein Bauer zu ihm mit der Bitte, er möchte doch nach Gannes, einem zwei Stunden weit entfernten Orte kommen, um die Beichte eines gefährlich kranken Landmanns zu hören. Vinzenz begab sich sogleich dahin und es kam ihm der Gedanke, den Kranken um seines Seelenheiles willen zu einer allgemeinen Beicht zu veranlassen. Der Kranke, der sonst für einen sehr frommen Mann galt, zögerte und gestand endlich, daß sein Gewissen von mehreren sehr schweren Sünden belastet sei, die er aus Schaam in den frühern Beichten immer verschwiegen habe. Er habe es nie über sich gewinnen können, Dinge zu gestehen, welche ihm Schande machten. Vinzenz stellte ihm die Größe seines begangenen Fehlers so klar vor Augen und ermahnte ihn so eindringlich und liebevoll, daß der Mann öffentlich und sogar in Gegenwart der Gräfin, deren Unterthan er war, seine kirchenräuberischen Bekenntnisse ab-

legte und die schwersten Sünden reumüthig bekannte. Die Gräfin schlug erstaunt und erschüttert die Hände zusammen und rief: „Ach, Herr Vinzenz, was haben wir so eben gehört! Ohne Zweifel steht es mit den meisten dieser armen Menschen auch so. Wenn dieser Mann, welcher für gut galt, dennoch im Zustande der Verdammniß war, wie wird es mit den Andern sein, welche schlechter leben? Ach, mein Herr, wie viele Seelen gehen verloren? Was gibt es hiegegen für Mittel?"

Das Mittel fand sich. Vinzenz begann allein eine Volksmission zu halten. Er predigte am Tage Pauli Bekehrung auf die Bitte der Gräfin in der Kirche zu Folleville, stellte den Versammelten die Wichtigkeit und den Nutzen der allgemeinen Beichten dar und lehrte sie die Art und Weise, solche abzulegen. Gott segnete seine Rede und alle kamen, die Sünden ihres ganzen Lebens zu bekennen. Zuletzt wurde der Zudrang so groß, daß Vinzenz dem Geschäfte nicht mehr allein obliegen konnte; die Gräfin schrieb daher nach Amiens an den Rektor der Jesuiten und bat um Aushülfe.

Dieser kam anfangs selbst und schickte in der Folge den Pater Fourche, der nun Vinzenz im Beichthören, Predigen und Katechisiren unterstützte. Von Folleville aus begaben sie sich auf andere der Gräfin gehörige Ortschaften und wirkten dort in gleichem Geiste. Auf diese Weise entstand das Institut der Volksmissionen und Vinzenz sagt über den Beginn derselben auf dem Schlosse Folleville, es sei gewiß nicht ohne Absicht Gottes geschehen, daß der Anfang der Mission gerade auf den Tag der Bekehrung Pauli gefallen sei, und auch später, als das

Saamenkorn schon zum segensreichen Baume erwachsen war, feierte er stets diesen Tag mit besonderer Andacht.

Wieder nach Paris zurückgekehrt, faßte Vinzenz einen Entschluß, der, als er bekannt wurde, allgemeines Staunen erregte, uns übrigens einen tiefen Blick in sein inneres Leben thun läßt; er nahm sich vor, das Haus Gondi zu verlassen. Zwei Gründe bestimmten ihn dazu. Einmal wurden ihm hier nach seiner Ansicht viel zu viele und große Ehrenbezeugungen erwiesen; der Graf und die Gräfin überhäuften ihn mit Beweisen ihres Vertrauens und alle Beamten und Freunde der angesehenen Familie erschöpften sich in Lobeserhebungen und nannten Vinzenz einen Mann, auf dem augenscheinlich der Geist des Herrn ruhe. All dieses war dem bescheidenen Manne zuwider; er fürchtete, diese Beweise von Achtung und Ehre möchten am Ende sein Herz aufblähen und ihm auf dem Pfade der christlichen Vervollkommnung hinderlich sein. Alsdann glaubte Vinzenz, er besitze nicht die gehörigen Fähigkeiten und Kenntnisse, um den Söhnen des Grafen, welche einst die ersten Stellen im Königreiche einnehmen sollten, die letzte Ausbildung zu geben. Er warf sich Mangel an Anstand und Bildung vor, auch machte ihm der zweite Sohn des Generals, Paul von Gondi, der zwar ausgezeichnete Talente, aber einen sehr heftigen Charakter besaß, viel Sorge. Er fürchtete, nicht die gehörige Kraft zu besitzen, den Jüngling zu beherrschen. Da er nun wohl wußte, daß ihm der Graf die Entlassung aus seinem Dienste geradezu verweigern würde, die Gräfin aber Allem aufbieten werde, ihn festzuhalten, so kam ihm der Gedanke, das Haus heimlich zu verlassen. Gewohnt indessen, nie einen Entschluß

in Eile zu vollführen, sondern den Rath weiser Männer zu hören, begab er sich zu Herrn von Berülle und sagte ihm davon. Er fügte noch bei, daß es ihn hart ankomme, eine Familie zu verlassen, in der er schon so vieles Gute genossen habe, allein höhere Rücksichten scheinen ihm dies zur Nothwendigkeit zu machen. Herr von Berülle entgegnete, als er Vinzenz angehört hatte: „Aber, wohin wollen Sie sich wenden?" Vinzenz sagte, er fühle sich von Gott berufen, Seelsorger zu werden; man möge ihn nach irgend einer entfernten Provinz senden. Es trat eine Pause ein. Auf einmal wurde an der Thüre gepocht. Ein Diener überbrachte Herrn von Berülle einen Brief von dem Obern der Oratorianer in Lyon, Pater Bence. Der General-Superior öffnete das Schreiben und las darin die Worte: „Schicken Sie uns einen kräftigen, thätigen, uneigennützigen und fähigen Geistlichen für die Pfarrei Chatillon. Dort steht es gar schlecht und man verzweifelt beinahe an der Abhülfe." Herr von Berülle bot mit Lächeln den Brief Vinzenz von Paul und sagte: „Hier ist ein Geschäft, das trefflich für Sie paßt. Es ist da viel zu thun und wenig zu gewinnen. Was sagen Sie dazu?" Vinzenz las, glaubte Gottes Fügung in dem Vorgefallenen zu erblicken und antwortete lebhaft: „Ich sage, daß ich es mit Freuden annehme."

Er beabschiedete sich ohne Verzug von Herrn Berülle und kehrte ins Schloß zurück, um Anstalten zur Abreise zu treffen. Dort sagte er Niemand etwas von seinem Vorhaben, als dem Herrn von Fresne, der nach dem Tode der Königin Margaretha in die Dienste des Grafen Gondi getreten war. Vergebens suchte der Freund ihn festzuhal-

ten. Vinzenz reiste unter dem Vorgeben, einen kleinen Ausflug zu machen, in einer Landkutsche erst nach Lyon und dann nach Chatillon. Von hier aus schrieb er an den Grafen von Gondi, bat ihn, seinen Austritt zu genehmigen und legte ihm offen seine Gründe dar, welche ihn bestimmt hatten, sein Haus zu verlassen. Namentlich hob er hervor, daß es ihm an Anstand und an Fähigkeit gebreche, seinen Söhnen die letzte Ausbildung zu geben.

Der General, welcher Vinzenz aufrichtig liebte, war über diese unvorhergesehene Nachricht sehr bestürzt und theilte sie mit dem Bemerken seiner Frau mit, sie möge doch Alles aufbieten, Vinzenz zur Rückkehr zu bewegen. Wenn er auch glaube, die Gabe nicht zu haben, seine Söhne zu unterrichten, so könne er sich ja noch einen Lehrer an die Seite nehmen, er, der Graf, wünsche nur, er möge in sein Haus zurückkommen, dort könne er ja leben, wie er wolle, u. A.

War schon die Bestürzung des Grafen groß, so war die der Gräfin noch weit größer; sie verlor Schlaf und Appetit und vergoß viele Thränen um den Verlust ihres Gewissensfreundes. Indessen ließ sie es dabei nicht bewendet sein, sie bot alle nur möglichen Mittel auf, den flüchtigen Heiligen wieder zu erlangen. Mehrere Male begab sie sich zu Herrn von Berülle und bewog ihn, selbst an Vinzenz zu schreiben und ihm den Kummer über seine Abreise vorzustellen; auch sie beschwor ihn in einem Schreiben, dem sie das ihres Gemahls beilegte, zur Rückkehr; die Kinder des Grafen schrieben an ihren Lehrer und baten ihn, sein Werk zu vollenden; Herr von Fresne mußte dasselbe thun, ja selbst ihr Oheim, der Cardinal und Bischof zu

Paris, mußte sich zu der Rolle eines Bittstellers herunterlassen. Kurz, es verging keine Woche, in welcher nicht irgend eine hohe Person, ein Freund oder Hofmann hierüber an Vinzenz von Paul schrieb.

Diese vielen Beweise der Liebe und Anhänglichkeit rührten das Herz des Vinzenz von Paul. Es entstand in seiner Seele ein innerer Kampf darüber, ob er wieder in den Schooß einer Familie zurückkehren solle, die ihn so sehr schätzte und als ein theures Glied betrachtete, oder ob er in Chatillon bleiben solle, wo seiner nur Mühe, Anstrengung, vielleicht auch Abneigung wartete. Sein Herz zog ihn nach Paris in das Haus Gondi, sein Gewissen nach Chatillon zu einer Heerde ohne Hirten. Er betete und legte sich die zwei Fragen zur Beantwortung vor: „Wo kannst du mehr Nutzen stiften und mehr wirken für Gott und den Nächsten, in der tugendhaften Familie Gondi oder hier in Mitte einer verwahrlosten, der Unsittlichkeit und den Irrthümern verfallenen Gemeinde?" Die innere Stimme sagte ihm: „Hier in Chatillon" und Vinzenz schrieb einen demüthigen Absagebrief an die Gräfin und ermahnte sie, sich dem Willen Gottes zu unterwerfen.

Fünftes Kapitel.

Vinzenz, Pfarrer zu Chatillon.

So ward nun Vinzenz seinem und gewiß auch Gottes Wunsch gemäß Pfarrer zu Chatillon. Er hatte aber ein Werk übernommen, das schon beim Beginne Manchen entmuthigt hätte, denn die Pfarrei befand sich wirklich in jeder Hinsicht in einem sehr beklagenswerthen Zustande. Vierzig Jahre hatte die Kirche zu Chatillon schon keinen Pfarrer mehr und die sechs Kapläne, welche die Seelsorge verwalten sollten, waren Männer, welche man eher für Jäger, als für Priester halten konnte; ihr Beruf war ihnen Nebensache. Unter dem Volke herrschte Unwissenheit und Sittenlosigkeit; die Mehrzahl der Einwohner hing der reformirten Kirche an, allenthalben wucherte in diesem Weinberge Unkraut in Menge. Vinzenz hatte bei seiner Ankunft nach dem Pfarrhause gefragt; man antwortete ihm, es sei keines da, worauf er sich eine Wohnung bei einem jungen Edelmanne miethete. Als er in die Kirche trat, fand er sie nackt wie eine Scheune, die Wände waren von dem Peche, welches man dort brannte, geschwärzt,

die Altäre ihrer Zierde beraubt. Auch hier trat ihm ein äußeres Abbild der innern Zerrüttung, welche allenthalben herrschte, entgegen. Vinzenz fühlte tiefen Schmerz, während er das entehrte Gotteshaus betrachtete, das einen ganz andern Anblick darbot, als die reinlich und schön geschmückte Hauskapelle im Palaste der Familie Gondi. Doch neben dem Schmerze enstand auch in seiner Seele der heiße Wunsch, hier möge geholfen werden; er blickte zum Himmel und machte sich dann muthig an die schwere Arbeit. „Laßt uns," sprach er nach längerem Nachdenken über das neue Werk der Reformation, „laßt uns zuerst bei den Hirten beginnen, alsdann erst für die Heerde Sorge tragen." Er besuchte zuerst die Kapläne, welche meist junge Adelige waren. Sie trugen, obwohl Priester, elegante Kavaliersanzüge, lange, gelockte Haare, Schnur- und Knebelbärte. Am Kamin streckten Windhunde ihre Glieder aus und an den Wänden hingen Jagdgewehre von allen Arten. Vinzenz entsetzte sich nicht bei diesem Anblicke, er war im Gegentheil höflich und freundlich und entfernte sich ohne Vorwurf und Beschwerde. Das gefiel den adeligen Priestern; sie sagten: „er hat Lebensart bei den Gondi gelernt, er ist sehr bescheiden und behandelt Männer von Geburt mit Achtung. Man wird mit ihm zufrieden sein können."

Sie erwiderten sogleich seinen Besuch und wurden von Vinzenz mit vieler Aufmerksamkeit und Höflichkeit empfangen. Nun war das Band gegenseitiger Freundschaft und Achtung geknüpft und Vinzenz suchte die einmal gewonnenen Herzen durch belehrende Gespräche, zarte Ermahnungen und Bitten immer mehr an sich zu fesseln.

Es gelang; die Hunde wurden theilweise abgeschafft, die Gewehre bei Seite gelegt und die Kavaliersröcke ausgezogen. Vinzenz verband zugleich mit dem belehrenden Worte stets auch das gute Beispiel; er las alle Tage die heilige Messe mit erbauender Frömmigkeit und sein Wandel war über jeden Tadel erhaben. Auf diese Weise hatten die ihm untergebenen Priester ein stetes Musterbild vor Augen. Alsdann war er sehr freigebig gegen die Armen; um den Geist der Wohlthätigkeit weiterzupflanzen, ließ er gerne seine Almosen durch seine Priester austheilen und als es eines Tages an Geld fehlte, sagte er zu seinen Almoseniers: „Es gibt arme Familien, denen es an Weißzeug gänzlich gebricht; suchen Sie in meinen Schränken, meine Herren, bis sie ganz leer sind. Es fehlt solchen Familien an Kleidern; nehmen Sie meine Kleider und wenn das noch nicht hinreicht, werde ich Schulden machen, was thut es!"

Das wirkte; die Geistlichen zu Chatillon wurden fromme Priester, mitleidig, barmherzig, fleißig und geregelt in ihren Sitten und Vinzenz konnte nun mit ihnen den Bau des verwilderten Weinbergs selbst beginnen. Er suchte hauptsächlich seine Pfarrkinder zur Ablegung von Beichten zu bewegen und hörte alle Büßenden mit solcher Beharrlichkeit an, daß man ihn förmlich aus dem Beichtstuhle herausziehen mußte, damit er essen und schlafen konnte. Ein frommer Priester, Girard mit Namen, stand ihm besonders eifrig bei und bald gelang es ihrer gemeinsamen Anstrengung, eine bedeutende Umänderung in den Sitten seiner Pfarrangehörigen zu bewirken.

Ueberhaupt besaß Vinzenz eine große Gabe, auf die Herzen der Menschen zu wirken und dieselben zu Gott zurückzuführen. Der junge Edelmann, bei dem er wohnte, Herr von Beyvier, lebte sehr lockern und ausschweifend. Man rieth Vinzenz, das Haus dieses Thoren zu verlassen. „Nicht doch“, antwortete er, „die Vorsehung hat mich hieher geführt und ich bleibe.“ Mit dem ihm eigenen Scharfblicke erkannte er bald, daß der junge Mann ein gutes Herz besitze und nur in Folge schlechter Erziehung auf Abwege gerathen sei; er suchte ihn daher auf, indem er hoffte, ihn wieder für das Bessere zu gewinnen. Anfänglich war in ihren Gesprächen von der Religion nicht die Rede, absichtlich lenkte Vinzenz die Unterhaltung mehr auf angenehme und belehrende Gegenstände. Nach und nach ließ er den Gedanken an Gott einfließen und regte so stufenweise fortschreitend in der Seele des jungen Mannes ein tieferes Nachdenken an. Gingen sie auf dem Felde zusammen spaziren, so machte Vinzenz seinen Begleiter auf die Schönheiten der Natur aufmerksam, auf die wogenden Getreidefelder, die reich mit Früchten beladenen Bäume und nahm dann ungezwungen Veranlassung, die väterliche Sorgfalt der göttlichen Vorsehung zu preisen. Bewunderte der Edelmann die Schönheit einer Blume, den Glanz eines Sternes, so sagte der fromme Mann: „Es giebt doch noch etwas viel Schöneres.“ „Was denn?“ „Gott der die Quelle aller Vollkommenheit und Schönheit ist.“ Solche Unterhaltungen, mit denen Vinzenz stets sanfte Ermahnungen zu verbinden wußte, machten Eindruck auf das Gemüth des Edelmannes, er stellte ernste Betrachtungen an, fand sich immer seltener

bei den gewohnten Gelagen ein und wurde am Ende ein ganz anderer, besserer Mensch. Er ersetzte den oft übermüthig angerichteten Schaden und trat sogar mehrere Grundstücke, welche er ungerechter Weise zu besitzen glaubte, an die rechtmäßigen Eigenthümer ab. Da er ein ansehnliches Vermögen besaß, übergab er nicht selten seinem Freunde und Lehrer Vinzenz namhafte Summen, dieselben an würdige Arme zu vertheilen und die Kirche von Chatillon damit wieder in bessern Stand zu setzen.

Eines Tages kamen zwei junge Frauen, Franziska von Mayseriat, Gemahlin des Herrn von Chassaigne, und Charlotte von Brie, Gemahlin des Herrn von Brunand, zu Vinzenz, um ihm einen Besuch zu machen. Mehr Neugierde, den Mann kennen zu lernen, der eine so große Macht auf die Gemüther ausübte, als inneres Bedürfniß führte sie in das Haus des neuen Pfarrers. Sie traten als sehr eitle Damen in sicherer Haltung, mit Seide, Spitzen und edeln Steinen geschmückt, in das einfache Zimmer, das Vinzenz bewohnte. Von Paris aus längst an den Glanz und die Pracht des Weltlebens gewöhnt, machte all dieser Aufwand keinen Eindruck auf sein Gemüth, im Gegentheile ward sein Herz von Wehmuth erfüllt und er seufzte bei sich: „Ach, wie vielen Armen könnte durch die kostbaren Ohrengehänge und Edelsteine dieser Damen aus ihrer Noth geholfen werden!“ Es entspann sich eine Unterhaltung und Vinzenz benützte sie dazu, Manches von dem, was er dachte, in seine Worte einfließen zu lassen. Die jungen Frauen sahen einander an, blickten dann auf ihr Geschmeide, errötheten und schlugen die Augen nieder. Vinzenz bemerkte den Eindruck, den seine Worte her-

vorbrachten, und begann nun, die Vortheile der Barmherzigkeit und des Almosengebens zu rühmen und sprach von dem Glücke der Frommen und der Freude, dereinst nach einem heiligen Leben unter die Zahl der Engel aufgenommen zu werden. Die Augen der jungen Damen füllten sich mit Thränen und sie entfernten sich mit ganz andern Gefühlen, als jene waren, die sie bei ihrer Ankunft empfanden. Sie kleideten sich von dieser Stunde an einfacher, besuchten fleißiger die Kirche und die Hütten der Armen. Die große Welt staunte, suchte die beiden schönen und geistreichen Frauen wieder für ihre Kreise zu gewinnen, aber sie behielten den bessern Theil, den sie sich erwählt hatten und ließen sich nicht mehr bethören.

In der Nähe von Chatillon wohnte auf einem befestigten Schlosse ein gewisser Baron von Chandé. Dieser Mann war seit lange in der ganzen Gegend gefürchtet, denn er war ein kühner Abenteurer, der sich wenig um die Landesgesetze kümmerte und stets eine Schaar verwegener Söldlinge um sich hatte, welche seine Befehle vollführen mußten; er stand im Rufe des besten Schlägers und hatte schon Manchen im Zweikampfe getödtet. Aelter geworden, erwachte in ihm das Gewissen und man konnte ihn seit einiger Zeit öfters tief in seinen Mantel gehüllt, ernst und nachdenkend auf einsamen Wegen wandeln sehen. Eines Tages hörte er zufällig von Vinzenz von Paul, dem Freunde und Bekehrer der Sünder, sprechen. „Wie,“ sagte er, „wenn dieser Mann auch Worte des Trostes und der Vergebung für mich hätte, wie, wenn er die bösen Geister meines Gewissens beschwören könnte!“ Er beschloß, ihn aufzusuchen und eines Sonntags sah man

diesen Gefürchteten zu allgemeinem Erstaunen in Mitte der Zuhörer des Pfarrers zu Chatillon. Er kam zur nächsten Predigt wieder und zur folgenden abermals. Hierauf begab er sich zu Vinzenz selbst, hatte mehrere Unterredungen mit ihm und legte bald eine allgemeine Beichte ab. Dieser so gefürchtete und mächtige Mann wurde zuletzt unter Vinzenzens Leitung sanft wie ein Lamm, sein gescheutes Schloß aber ein Zufluchtsort für Arme und Unglückliche. Er söhnte sich mit seinen Feinden aus und starb, nachdem er sein Vermögen den Dürftigen vermacht hatte, als frommer Christ in einem Kloster zu Lyon.

So verstand es Vinzenz, harte Herzen durch die Macht der christlichen Liebe zu brechen und mit Gott auszusöhnen. In Chatillon gab es viele Arme; sie waren ganz besonders der Gegenstand der Fürsorge des Heiligen. Als er eines Tages die Kanzel bestieg, bat ihn Frau von Chassaigne, eine kranke Familie, welche zugleich sehr arm war, der Fürsorge der Gläubigen zu empfehlen. Vinzenz that es in gewohnter Weise; er hielt eine Rede, welche auch das härteste Herz rühren mußte. Als er nach dem Gottesdienste die Familie in Begleitung jener beiden Damen besuchte, sah er, daß seine Rede bereits reiche Früchte getragen hatte, denn vor der Hütte befand sich eine Masse Menschen, welche eine Menge Lebensmittel dahin gebracht hatten. Er lächelte und sprach: „Man hat hier viele Menschenliebe bewiesen, aber sie ist nicht ganz geordnet. Diese armen Kranken haben zu viel Vorrath auf einmal, ein Theil davon wird verderben und zu Grunde gehen und dann werden sie in ihr früheres Elend zurücksinken.“ Die beiden Damen fragten ihn, was nun

zu thun sei, um sowohl diesen, als vielen andern Armen eine geordnete Unterstützung zukommen zu lassen. Er antwortete: „Ich will es vor Gott überlegen und ihnen in acht Tagen Antwort sagen.“ Als sie sich zur bestimmten Zeit wieder bei Vinzenz einfanden, hatte er einen kleinen Entwurf gemacht, auf welche Weise das Armenwesen in der Stadt am zweckmäßigsten könnte eingerichtet werden. Er berieth denselben mit den Damen, arbeitete ihn dann aus und erhielt von dem Erzbischofe zu Lyon die nachgesuchte Genehmigung. Auf diese Weise entstand zu Chatillon eine sogenannte barmherzige Brüderschaft, welche in der Folge, zumal in Zeiten der Theurung und der Pest von ungemein segensreichen Folgen für die dürftigen Einwohner der Stadt und der Umgegend war. Frauen übernahmen die Pflege der Kranken und namentlich betheiligten sich die adeligen Damen, Franziska und Charlotte, bei diesem Werke der Liebe. Auch Herr von Beyvier trug das Seinige dazu bei und man konnte diesen jungen Edelmann unter denen sehen, welche den Traghimmel trugen, wenn das Allerheiligste einem armen Kranken gebracht wurde.

Unter diesen wahrhaft apostolischen Arbeiten verfloß das erste Jahr und Vinzenz konnte am Schlusse desselben zu seiner Freude den Segen Gottes augenscheinlich in diesem Weinberge wahrnehmen, den er so verwildert, ja verwüstet zur Pflege übernommen hatte. Allenthalben rührte sich neues junges Leben und die Gemüther seiner Pfarrkinder krochen nicht mehr wie Schlingpflanzen unfruchtbar am Boden im Staube hin, sondern grünten und blühten fröhlich gedeihend nach Oben. Die Kirche hatte ein schö-

nes, würdiges Aussehen von Innen und Außen und die Geistlichkeit führte einen musterhaften Lebenswandel. Alle priesen Vinzenz, er aber pries Gott, als dessen demüthiges Werk er sich zu betrachten pflegte.

Inzwischen hatte die Familie Gondi die Hoffnung noch nicht aufgegeben, Vinzenz wieder für sich zu gewinnen. Eines Abends hielt ein Reitender vor dem Hause des Herrn von Beyvier. Es war Herr von Fresne; die Gräfin von Gondi hatte ihn abgesandt, den Versuch aufs Neue zu machen, Vinzenz zur Rückkehr nach Paris zu bewegen. Der Heilige hatte eine große Freude, nach längerer Trennung seinen Freund wieder zu sehen und erkundigte sich sogleich nach der Familie Gondi. Herr von Fresne schilderte ihm den Schmerz des Grafen und insbesondere den der Gräfin über seine schnelle Abreise; er beschwor Vinzenz, nun, nachdem er hier in Chatillon den guten Saamen ausgestreut habe, wieder nach Paris zurückzukehren; es gebe auch noch anderwärts Arbeit genug, namentlich wünsche die Gräfin, es möchten die Missionen auf ihren Gütern fortgesetzt werden. Vinzenz ließ sich nicht sogleich überreden und nur mit vieler Mühe gelang es seinem Freunde, Vinzenz wenigstens zu bewegen, er möchte, wie er meistens thue, einen weisen Mann darüber hören und entscheiden lassen. Dazu verstand sich der Heilige, und sie kamen dahin überein, den Pater Bence zu Lyon zum Schiedsrichter zu wählen, und ihm die Sache selbst vorzutragen. Bevor sie abreisten, besuchte Herr von Fresne einige Familien in Chatillon. Man sprach natürlich auch von Vinzenz und als Herr von Fresne erzählte, welche Stellen sein Freund in Paris bekleidet habe, verwunderte

man sich allgemein. Auch der Edelmann staunte und fragte: „Ja, hat Euch denn Vinzenz von Paul nicht gesagt, daß er mehrere Jahre Abt von St. Leonard du Chaume und Almosenier der Königin Margaretha war?" Man antwortete ihm: „Er hat uns nie etwas davon gesagt." „Auch das nicht," fuhr Fresne fort, „daß er mächtige Freunde am Hofe zu Paris und in Rom hat, daß die einflußreiche Familie Gondi ihn wie einen Heiligen verehrt?" „Nein, nicht ein Wort von all dem," hieß es. „Auch davon nichts, daß er einst eine diplomatische Sendung an den verstorbenen König hatte, deren er sich mit seltener Geschicklichkeit entledigte?" „Auch davon nichts." „Aber was hat er denn von sich gesagt?" „Nichts, als daß er ein armer gaskognischer Priester sei und als Knabe einst Schaafe gehütet habe." Da lachte Fresne und sagte: „Daran erkenne ich ihn."

In Lyon fiel die Entscheidung des Paters zu Gunsten der Familie Gondi aus. Dieser weise Mann entschied zwar nicht eigentlich, sondern gab Vinzenz, nachdem er die gegenseitigen Gründe angehört hatte, nur den Rath, nach Paris zurückzukehren und hier insbesondere noch mit Herrn von Berülle zu sprechen. Das war indessen Herrn von Fresne genug und er schrieb mit Vergnügen an die Gräfin, er hoffe, Vinzenz werde nun wieder und bleibend in ihr Haus zurückkehren.

Vinzenz schickte sich wirklich auch bald darauf zur Abreise nach Paris an. Wie einst von seiner Gemeinde zu Clichy, so kam ihm auch der Abschied von seinen Pfarrkindern zu Chatillon sehr hart an. Er hielt eine rührende Abschiedsrede, in welcher er sie ermahnte, auf

dem Wege, auf den sie die Gnade Gottes geführt habe, zu verharren. Wenn er sie auch jetzt höherer Rücksichten wegen wieder verlasse um anderwärts zu wirken, so bleibe er ihnen im Geiste und Gebete doch stets nahe. Sie möchten auch seiner im Gebete eingedenk sein.

Mit bewegter Stimme gab er ihnen hierauf den Segen und wollte sich still entfernen, aber Groß und Klein begleitete den geliebten Seelenhirten bis vor die Thore der Stadt. Alle zerfloßen in Thränen und erst, nachdem Vinzenz ihnen noch einmal den Segen gegeben hatte, trennten sie sich von ihm.

Sechstes Kapitel.

Neue Wirksamkeit des Vinzenz von Paul.

Sobald Vinzenz von Paul in Paris angekommen war, begab er sich zu Herrn von Berülle, empfahl seiner Fürsorge die Pfarrei Chatillon und bat ihn, ihm seine Meinung gerade herauszusagen, ob er in das Haus Gondi zurückkehren solle oder nicht. Herr von Berülle antwortete ihm, er glaube, es sei wirklich der Wille Gottes, daß er dies thue, worauf Vinzenz den Tag vor Weihnachten seine frühere Stelle als Hauslehrer wieder antrat. Die Gräfin von Gondi war entzückt darüber, den frommen Diener Gottes wieder für sich und die Ihrigen gewonnen zu haben; überhaupt herrschte im ganzen Palaste die aufrichtigste Freude über seine Rückkehr. Vinzenz hatte von nun an, wenn er auch öfters größere oder kleinere Reisen machte, seinen bleibenden Aufenthalt in Paris bis zu seinem Tode und von diesem Zeitpunkte an begann er, eine Reihe von Einrichtungen ins Leben zu rufen, welche theilweise bis auf den heutigen Tag segensreich in Frank-

reich und in der katholischen Kirche überhaupt leben und fortwirken.

Sogleich mit Beginn des Frühlings ging er mit der Gräfin auf das Land, um auf ihren Gütern wieder Missionen zu halten. Alsdann reiste er später mit Herrn von Gondi nach Marseille, um sich dort der armen Galeerensträflinge anzunehmen. Der Gedanke, auch unter diesen elenden Menschen Bekehrungsversuche anzustellen, rührte zunächst von dem Generale der Galeeren selbst her, Vinzenz hatte ihn aber mit Begierde aufgefaßt und glühte so recht vor Liebe, auch hier zu trösten, zu helfen und zu bekehren. Von König Ludwig XIII. auf Verwenden des Grafen zum königlichen Almosenier der Galeeren ernannt, traf er in Marseille gegen Ende des Jahres 1622 ein.

Da es seine Gewohnheit war, sich sogleich, wenn er irgendwo ankam, in die nächste, beste Kirche zu begeben, warf er sich auch hier in einem Gotteshause nieder und flehte Gott, von dem ja erst das Gedeihen kommen kann, um Segen für sein schweres Beginnen an. Hierauf ließ er sich in den Hafen führen, um seine neuen Schaafe, die Galeerensträflinge, zu besuchen. Das waren aber eher wilde Thiere, als Schaafe zu nennen, denn geistig wie leiblich verkommen, durch innere und äußere Qualen zur Verzweiflung gebracht, nannten diese Verbrecher den Namen Gottes nur, um ihm zu fluchen, und erzählten einander mit dämonischer Lust die Mordthaten, Räubereien und Ausschweifungen, welche sie während ihres frühern Lebens begangen hatten. „Diese schwimmenden Gefängnisse,“ sagt ein Biograph des Heiligen, „hätte man füglich den Meeresaufenthalt der bösen Geister nennen mögen.“

Gewohnt, an der Rettung keines Menschen zu verzweifeln, näherte sich Vinzenz diesen Verbrechern wie immer mit Liebe und Sanftmuth. Zuerst stierten sie ihn unwillig an, lachten über seine Worte und behandelten ihn mit Unverschämtheit. Er verdoppelte seinen Eifer, theilte Gaben unter diese Unglücklichen aus, sprach für sie bei dem Grafen und den Aufsicht führenden Beamten und verschaffte ihnen theilweise Erleichterung ihrer körperlichen Qualen. Das wirkte; die bisher gleich Hunden behandelten, aus der menschlichen Gesellschaft verstoßenen Verbrecher fühlten menschliche Rührung. Die Bessern weinten, die Verhärteten unterließen wenigstens Flüche und rohe Reden, bald lagen sie alle zu den Füßen des Heiligen, der sie wie Söhne und Freunde behandelte, und ihnen die Hoffnung auf ein besseres Leben in Aussicht stellte, wenn sie ihre Strafe mit Geduld und zur Sühnung ihrer Verbrechen ertragen würden. Vinzenz konnte sich zwar nur kurze Zeit in Marseille aufhalten, doch leistete er während dieser Frist Unglaubliches und der General staunte, als er die große Veränderung wahrnahm, welche in den Herzen vieler dieser Verbrecher vorgegangen war. Der eifrige Diener Gottes behielt durch sein ganzes Leben ein inniges Mitleid für diese Klasse von Menschen und besuchte, nach Paris zurückgekehrt, die Gefängnisse, in denen die Gefangenen aufbewahrt wurden, ehe man sie auf die Galeeren brachte. Er fand sie auch hier in einem entsetzlichen Zustand und brachte es dahin, daß für sie in der Vorstadt St. Honoré ein Spital eingerichtet wurde, in dem sie körperlich und geistig gepflegt wurden. Als die neue Wohnung mit Hülfe des Grafen eingerichtet war, führte er

die Verurtheilten selbst dahin. Es war ein erschütternder und erhebender Anblick zugleich, als man eines Tages den Heiligen an der Spitze einer langen Reihe Ketten tragender Verbrecher dahin ziehen sah, welche ihm, dem guten Hirten, stille und friedlich wie Lämmer folgten.

Da nicht selten die Armuth eine Mutter des Verbrechens ist, so lenkte Vinzenz sein Augenmerk hauptsächlich auch auf den Bettel und suchte demselben zu steuern. Einst reiste er um das Jahr 1623 durch die Stadt Macon und fand hier eine Unzahl Bettler, welche bei ihrem müßigen Leben, das sie führten, sittlich in hohem Grade verkommen waren und zur wahren Plage wurden. Er unterbrach seine Reise, begab sich zu dem Bischofe der Stadt und es gelang ihm, mit Beiziehung der weltlichen Behörde eine der zu Chatillon ähnliche Brüderschaft zu errichten und so durch ein geordnetes Almosenwesen diesem Uebelstande zu steuern. Nach seiner Vorschrift wurde eine Liste aller Armen in der Stadt aufgenommen, alsdann wurden bestimmte Tage zum Vertheilen des Almosens anberaumt, die streng eingehalten werden mußten. An den übrigen Tagen durfte sich bei Strafe kein Bettler sehen lassen, noch auch ihm eine Gabe gereicht werden. Durchreisende wurden eine Nacht beherbergt, wenn sie dürftig waren, und am nächsten Tage sogleich fortgeschickt mit einer Gabe von zwei Sous. Die Mitglieder der Brüderschaft theilten die Almosen aus und legten Rechenschaft von Verwendung der Gaben ab. Die Stadt Macon konnte ihren Dank für diese so nützliche Einrichtung dem Begründer nicht genugsam ausdrücken.

Wie hoch Vinzenz von den Besten seiner Zeit überhaupt geachtet und verehrt wurde, geht auch daraus hervor, daß es der ausdrückliche Wunsch des damals noch lebenden Bischofs Franz von Sales war, er möchte nach seinem Tode die Leitung des Ordens der Visitantinerinnen, den jener Heilige gestiftet hatte, übernehmen. Franz von Sales wußte jenen frommen Frauen keinen eifrigeren und einsichtsvollern Vorstand zu bezeichnen. Nur mit Widerstreben übernahm Vinzenz die Leitung dieses Ordens und führte sie achtunddreißig Jahre lang mit großer Umsicht und ganz im Geiste der Kirche. Er drang hauptsächlich darauf, daß die Nonnen nicht bloß an ihrer eigenen Vollkommenheit, sondern auch an der Vervollkommnung Anderer, namentlich an der Bekehrung gefallener Frauenspersonen, arbeiten sollten. Das geschah auch und viele gefallene Frauen wurden durch die Bemühungen dieser Ordensschwestern wieder dahin gebracht, ihr sündhaftes Leben zu lassen und nützliche Mitglieder der Gesellschaft zu werden. Oft wanderte Vinzenz nach dem Kloster St. Magdalena, das zu diesem Zwecke von der Marquisin von Maignelay gestiftet worden war, um solchen unglücklichen Geschöpfen eine Zufluchtsstätte zu eröffnen. Dort unterstützte er die Nonnen in dem Geschäfte, diese Seelen für Gott zu gewinnen und that es mit großem Zartgefühl und außerordentlicher Sanftmuth.

Schon längere Zeit hatten der Graf und die Gräfin Gondi die Absicht gehabt eine Congregation für Missionen zu gründen, um diesem wohlthätigen Institute ein bleibendes Dasein zu sichern. Sie schoßen daher das zum Grundstock nöthige Geld vor und ließen eine Stiftungs-

urkunde ausfertigen, der zufolge unter Leitung des Vinzenz von Paula Geistliche zu diesem Zwecke zusammenleben sollten. Ihre einzige Sorge sollte darin bestehen, unter dem Volke überhaupt und je zu fünf Jahren für die Unterthanen der gräflichen Familie Missionen zu halten. Deßgleichen sollten sie auch den Galeerensträflingen geistlich beistehen. Vinzenz, zu dessen Lieblingsgegenständen die Volksmissionen gehörten, machte sich eifrig an dies gottselige Werk; auch der Erzbischof von Paris unterstützte die Ausführung desselben. Leider erlebte die Gräfin das Zustandekommen nicht mehr; sie erkrankte in Abwesenheit ihres Gemahls plötzlich an einem hitzigen Fieber zwei Monate nach Unterzeichnung der Stiftungsurkunde. Die Aerzte boten alle Kunst auf, die vortreffliche Dame ihrer Familie und ihren Unterthanen zu erhalten. Vergebens. Gott wollte für ihre Tugenden belohnen. Unter dem geistlichen Beistande ihres Beichtvaters Vinzenz übergab sie in einem Alter von zweiundvierzig Jahren ihre schöne Seele in die Hände Gottes. Mehr um die Zurückgebliebenen, als um die selig Hingeschiedene trauernd, begleitete Vinzenz die sterblichen Ueberreste der Gräfin zu der Ruhestätte, die sie sich im zweiten Kloster der Karmeliterinnen zu Paris auserseheu hatte und schickte sich dann zur Abreise an, dem Grafen, der weit entfernt in der Provence sich aufhielt, die Trauerbotschaft zu eröffnen. Es war dies eine schwere Aufgabe für Vinzenz, denn der Graf liebte seine Gemahlin zärtlich und wußte noch nicht einmal, daß sie krank gewesen war. Da Vinzenz öfters in Angelegenheit der Missionen Reisen zu machen pflegte, fand der General seine Ankunft nicht auffallend. Nach

den ersten Begrüßungen lenkte Vinzenz die Unterhaltung auf die Religion; er sprach von der besondern Gnade, welche der Familie Gondi von Gott schon zu Theil geworden sei. Der Graf sagte: „Ich danke Gott täglich dafür.“ Der Heilige entgegnete: „Ihre Dankbarkeit, gnädiger Herr, kann und soll sich am schönsten darin bewähren, daß Sie sich gänzlich dem Willen Gottes unterwerfen. Fühlen Sie sich gleich Hiob stark genug, mitten unter den traurigsten Prüfungen Gott zu preisen?“ Der Graf erblaßte und fragte: „Wohin zielt dieser Eingang?“ Und nun eröffnete ihm Vinzenz unter heißen Thränen und mit unendlicher Schonung, welchen herben Verlust er erlitten habe. Der Ausbruch des Schmerzes des Generals war fürchterlich. Vinzenz ließ den ersten Bewegungen der Natur freien Lauf; er störte den Jammernden nicht. Erst nachdem sein Gemüth etwas ruhiger geworden war, träufelte er langsam und vorsichtig den Balsam der Religion in die blutende Wunde. Gleichwie Vinzenz die große Kunst besaß, Herzen für Gott zu gewinnen, so hatte er auch vom Himmel die Gabe erhalten, gebeugte Gemüther wieder aufzurichten und Thränen zu trocknen. Der Graf fand großen Trost in den sanften Zusprüchen des Heiligen und ertrug den Verlust seiner Frau mit christlicher Ergebung, doch überlebte er sie nicht lange.

Siebentes Kapitel.

Gründung kirchlicher Institute.

Frau von Gondi hatte in ihrem Testamente die dringende Bitte ausgesprochen, ihr Gemahl möchte Vinzenz, so lange er lebe, im Hause behalten und im Falle er sterbe, solle dieses ihren Kindern zur Pflicht gemacht werden; auch hatte der Heilige es der Gräfin in den letzten Augenblicken versprochen, bei den Ihrigen zu bleiben. Da jedoch Gott Vinzenz von Paul noch zu sehr wichtigen Dingen für die Kirche bestimmt hatte, welche seine ganze Thätigkeit in Anspruch nahmen, so lenkte er den Geist des frommen Grafen dahin, daß er seinen bisherigen Hauslehrer des Versprechens entband. Vinzenz konnte nun ungetheilt seine Kräfte dem Reiche Gottes widmen; er verließ den Glanz dieses Hauses zum zweiten Male und gründete nun in einer Reihe von Jahren folgende kirchliche Institute:

1. Die Congregation der Mission. Ihre erste Wohnung hatten die Missionäre unter Leitung des Heiligen in einem ziemlich beschränkten Gebäude, „die Schule der

kleinen Kinder" genannt, nahe an dem Thore St. Victor in Paris. Die Gesellschaft bestand anfangs nur aus drei Personen, erweiterte sich aber nach und nach immer mehr und erhielt in der Folge das schöne und geräumige Kloster St. Lazare zu dem Orte ihrer Niederlassung. Vinzenz legte als Oberer ein großes Organisationstalent an den Tag; er wußte für die geistliche wie zeitliche Verwaltung gleich geschickt zu sorgen; er pflanzte seinen Geistlichen die Liebe zur Armuth ein und führte selbst ein höchst sparsames Leben, um nur desto mehr Gutes thun zu können. Sein Tisch war höchst einfach und auch in seinem höhern Alter durften keine ausgesuchten Speisen auf demselben gesehen werden; seine Kleider waren zwar sehr reinlich, aber am meisten abgetragen und geflikt. Oft pflegte er zu sagen: „Das Vermögen des Hauses ist das Vermögen der Armen; wir sind die Verwalter, nicht die Herren davon, und Alles, was nicht nothwendig ist, wird der Gegenstand einer großen Rechenschaft sein." Er nahm nicht jeden Priester auf, der sich anmeldete, sondern er prüfte die Geister wohl, ob sie aus Gott kamen, und wollte lieber wenige, aber tüchtige Arbeiter. Er sagte in dieser Beziehung: „Wer in diese Congregation aufgenommen werden will, muß sich entschließen, wie ein Pilger auf der Erde zu leben und arm zu sein wie Christus; er muß seine Sitten ändern und seine Leidenschaften unterdrücken. Er muß dessen eingedenk sein, daß er kam, um zu dienen und nicht um zu genießen, um zu leiden und zu arbeiten und nicht, um in Genüssen und Müßiggang zu leben." Deßhalb floß auch ein so großer Quell des Segens nicht bloß für ganz Frankreich, sondern auch für andere Länder

aus dieser Missionsanstalt. Selbst jenseits des Oceans pflanzten später diese Missionäre das Zeichen des Kreuzes auf und allenthalben, wohin sie kamen, weckten sie den Sinn für Religion und Sittlichkeit, die Aergernisse hörten auf, die in Trümmer gefallenen Kirchen erstanden durch freiwillige Beiträge, die Ketzer schwuren ab und allgemeine Beichten zählt man zu Tausenden. Von St. Lazare aus wurden noch zu Lebzeiten des Vinzenz von Paul mehr als 700 Missionen in Frankreich abgehalten. Vinzenz arbeitete noch in dem hohen Alter von achtzig Jahren mit und einer seiner Wünsche war: „Könnte ich doch bei irgend einem Strauche und in Dörfern arbeitend mein Leben endigen. O wie glücklich, wenn mir Gott diese Gnade bewilligte!"

Nebenbei war St. Lazare eine wahre Bußanstalt für Paris und die Umgebung. Vinzenz hielt hier sogenannte Exercicien für Laien, namentlich zur Fastenzeit; Leute aus allen Ständen fanden sich alsdann ein; Adelige, Handwerker, Arbeiter, um seine Vorträge anzuhören und allgemeine Beichten abzulegen, nicht selten kamen sie bis von fünfzig Stunden weit her. Hier war dann Vinzenz so recht in seinem Kreise; er freute sich wie der Landmann zur Zeit der Aerndte und wurde nicht müde, Garben für das Reich Gottes zu schneiden und zu binden. „Laßt uns," rief er einst aus, „laßt uns Gott tausend und abermal tausend Mal dafür danken, daß es ihm gefallen hat, das Haus St. Lazare zum Schauplatz seiner Barmherzigkeit zu erwählen." Viele Aeltern sandten ihm auch ihre ungerathenen Söhne und er verstand es, sie gleichfalls auf den Pfad der Tugend zurückzuführen.

Hauptsächlich aber war er auch darauf bedacht, Hirten und Seelsorger zu erziehen, welche das Gute, was durch die Missionen im Volke gewirkt worden, zu erhalten verständen. In dieser Hinsicht stand es damals sehr schlecht und wie Vinzenz zu Chatillon den Clerus gefunden hatte, so konnte man ihn auch an andern Orten finden und oft noch weltlicher und unwissender. Er hielt daher vom 1. Juli 1633 an je am Dienstag geistliche Conferenzen und von Zeit zu Zeit Uebungen für die Ordinanden. Hier kamen alsdann die höchsten Fragen des Glaubens und der Sittenlehre zur Sprache, wie überhaupt die Pflichten eines Priesters. Viele Bischöfe sandten zu diesen Uebungen ihre jungen Ordinanden. Als Vinzenz schon im hohen Alter seine Conferenzen abhielt, sah man unter den Versammelten stets einen jungen Mann, der alle übrigen um einen Kopf überragte; es war Bossuet. Dieser berühmte, kühne Kanzelredner bekennt, er habe in jenen Conferenzen, in welchen Vinzenz mit so großer Salbung sprach, Geschmack an der geistlichen Wissenschaft und an ächter Frömmigkeit gefunden.

Deßgleichen gründete Vinzenz Seminarien, um hier theils Priester von Jugend auf zu erziehen, theils Studirenden der Theologie ihre letzte Ausbildung zu geben.

Die Regierung stand Vinzenz bei diesen Unternehmungen nicht im Wege, munterte ihn vielmehr dazu auf. Der berühmte Minister, Kardinal Richelieu, zu dem Vinzenz öfters ins Cabinet kam, übersandte ihm eines Tages tausend Thaler zu diesem Zwecke, ließ sich von dem Heiligen

Männer vorschlagen, welche sich nach dessen Ansicht zu Bischöfen am besten eigneten, und schlug sie dann hinwiederum dem Könige Ludwig XIII. zur Wahl vor. Frankreich erhielt auf diese Weise ungemein tüchtige Oberhirten.

2. gründete Vinzenz mit Hülfe der ausgezeichnet frommen Wittwe le Gras, geborne Louise Marillac, jenen weltberühmten **Orden der barmherzigen Schwestern**, der eben so sehr die Bewunderung als den Dank der menschlichen Gesellschaft verdient. Anfangs glich dieser Orden nur einer kleinen verborgenen, aber segensreich sprudelnden Quelle und bestand aus einigen frommen Mädchen, welche sich unter Leitung des Heiligen und der Frau von le Gras dem Dienste der Kranken in den Häusern der Stadt Paris widmeten. Vinzenz sagt sehr schön über den Geist und die ersten Anfänge dieser Gesellschaft frommer Frauen: „Als Klöster haben sie nur die Häuser der Kranken, als Zelle nur ein dürftiges Zimmer, das gar oft gemiethet ist, als Kapelle ihre Pfarrkirche, als Kreuzgang die Straßen ihrer Stadt, als Clausur den Gehorsam, als Gitter die Furcht Gottes und als Schleier die heilige Bescheidenheit. Sie sind auf die Erde gesandt, die Güte Gottes den Kranken gegenüber darzustellen.“ Nach und nach entstand indeß aus diesen kleinen Anfängen jener große, weitverbreitete und selbst von den Gegnern der Kirche bewunderte Orden. Diese Frauen nannten sich Dienerinnen der Armen, das Volk aber gab ihnen den treffenden Namen Schwestern der Barmherzigkeit. Im Jahre 1668 wurde diese Gesellschaft vom Könige von

Frankreich und acht Jahre nachher von Pabst Clemens IX. bestätigt. Hätte Vinzenz nichts anderes ins Leben gerufen, als dieses Institut allein, so würde er sich schon dadurch unsterblichen Ruhm erworben haben. Dieser Orden kann die Krone seiner frommen Einrichtungen genannt werden.

3. In Paris herrschte, wie dies in so manchen großen Städten der Fall ist, der beklagenswerthe Mißbrauch, daß Mütter ihre Kinder aussetzten und dann verließen. Viele dieser unglücklichen Geschöpfe wurden nicht einmal getauft und gingen an Leib und Seele zu Grund. Vinzenz, dessen Menschenliebe dies nicht entging, wurde von innigem Mitleide darüber gerührt und beschloß, auch hier zu helfen. Zwar hatte die Regierung schon früher Fürsorge getroffen, allein ihre rein polizeilichen Maßregeln reichten nicht aus. Mit Hülfe frommer Frauen gelang es Vinzenz eine besondere Anstalt für Findelkinder zu errichten, in welcher diese von ihren eigenen Eltern verlassenen Geschöpfe durch zehn oder zwölf barmherzige Schwestern erzogen und ernährt wurden. Viele tausend Seelen wurden auf diese Weise dem ewigen und zeitlichen Verderben entrissen. Nebenbei setzte Vinzenz die Missionen unter den Sträflingen eifrig fort und seiner angestrengten Thätigkeit gelang es, für die Kranken unter ihnen ein eigenes Hospital zu errichten, das gleichfalls den barmherzigen Schwestern zur Pflege übergeben wurde.

Man kann sich wohl denken, wie sehr Vinzenz durch die Einrichtung und Leitung dieser Institute in Anspruch genommen wurde. Als die Seele und der Mittelpunkt

derselben wandte man sich in allen schwierigen Verhältnissen an ihn; er sollte überall helfen, rathen und entscheiden. Vinzenz hatte wirklich nicht eine ruhige Stunde und der Eifer für die Sache Gottes verzehrte ihn im eigentlichen Sinne des Wortes. Ueberdies gesellten sich zu diesen Arbeiten im Laufe der Zeit bald andere noch ungleich schwierigere.

Achtes Kapitel.

Vinzenz von Paul zur Zeit des Krieges und im Regentschaftsrathe.

Um diese Zeit entstand, durch den Minister Richelieu veranlaßt, ein Krieg zwischen dem Hause Bourbon und dem Hause Oestreich. Vinzenz, der Mann des Friedens und der Liebe, war ein Feind aller Zwietracht und jeglichen Streites; indessen blieb ihm nichts übrig, als den Verhältnissen zu weichen und als treuer Unterthan seines Königs zu handeln. Er räumte daher sein Kloster den in Paris versammelten Soldaten ein und stellte die Mitglieder seiner Congregation dem Könige zur Verfügung. Nach dem Wunsche Richelieus sollte eine Abtheilung zur Armee nach Lothringen abgehen, um dort den Dienst von Militärgeistlichen zu versehen.

Vinzenz ließ für sie Zelte, Lebensmittel, Maulthiere und Wagen aufkaufen und sandte deren fünfzehn nach dem Elsaß. Vorher ermahnte er sie, ihre Dienste der Armee mit Aufopferung zu widmen, die Beichten der Soldaten fleißig anzuhören und besonders den Kranken und Ver-

wundeten beizustehen. Getreu den Ermahnungen ihres Obern unterzogen sie sich den größten Aufopferungen und verbreiteten unter einem großen Theile der Armee Zucht, Sitte und christliche Todesverachtung im Kampfe mit dem Feinde.

Als später die Pest unter den königlichen Truppen ausbrach, sandte Vinzenz neue Missionäre ab und schrieb bei dieser Gelegenheit an einen derselben: „Die Pest ist in der Armee, gehen Sie daher, mein Herr, gehen Sie in dem nämlichen Geiste, wie der heilige Franz Xaver nach Indien ging und Sie werden wie er die Krone davontragen, welche Ihnen Jesus Christus durch sein Blut erworben hat."

Unter allen Provinzen litt namentlich damals das Herzogthum Lothringen durch den Krieg am furchtbarsten. Die zurückkehrenden Missionäre erzählten Vinzenz, wie sehr dieses sonst blühende Land im Innern verwüstet sei, wie viele selbst angesehene Bürger dort statt des Brodes Eicheln essen müßten, um ihren Hunger zu stillen, wie unerhört das Elend sei.

Vinzenz wurde, wie das häufig bei Schilderungen oder beim Anblick des Unglücks geschah, blaß vor Mitleid und sagte: „Die Lothringer sind keine Franzosen, ihr Herzog kämpft gegen uns, aber was liegt daran, sie sind Menschen, sie sind Katholiken und sie leiden; mehr Titel bedarf es nicht, um Anspruch auf das Mitgefühl eines Christen zu haben." Es gelang ihm durch seine glühende Beredtsamkeit, hauptsächlich von der Königin Anna von Oestreich und andern hochgestellten Personen bedeutende Almosen zu erhalten; er selbst raffte für dieses gute Werk in

seinem Hause alles Geld zusammen, über das er verfügen konnte und entzog seinem Tische einige Schüsseln. Im Ganzen sandte er wohl 1,600,000 Livres nach Lothringen und ein einziger seiner Missionäre machte für diesen Zweck dreiundfünfzig Reisen dahin. Es schien so recht der Segen Gottes auf dem guten Werke zu ruhen, indem dieser Missionär, obwohl er durch freundliche und feindliche Truppenabtheilungen reisen mußte und oft 20 bis 30,000 Livres bei sich hatte, nie festgenommen, noch geplündert wurde.

Ueberdies flüchteten sich auch eine Menge Menschen, Bürgerliche und Adelige, aus den Provinzen nach Paris und ein großer Theil davon wandte sich geradezu nach St. Lazare. Vinzenz wies keinen der Unglücklichen zurück, allen stand sein Herz und seine Börse offen. Einmal waren nur noch fünfzig Thaler im Hause, Vinzenz nahm sie, trotz den Vorstellungen seines Verwalters, um damit eine Summe vollzählig zu machen, welche geflüchteten Edelleuten zu ihrem Unterhalte höchst nothwendig war. Sogleich am andern Tage wurden dem Kloster tausend Franken von unbekannter Hand zugeschickt. Vinzenz übergab sie lächelnd dem besorgten Verwalter, indem er ihn auf die Hülfe der göttlichen Vorsehung aufmerksam machte. Es erfüllte sich ein früher von ihm geäußertes Wort: „Die Schätze der göttlichen Vorsehung sind unerschöpflich; unser Mißtrauen bringt ihr Unehre.“

Vinzenz bediente sich in der Regel eines Pferdes, da er als Missionär bald hier und bald dort sein mußte. Dasselbe war bereits sehr alt und aus Schwäche schon einige Male mit ihm gestürzt. Da brachte ihm Jemand

die Summe von dreihundert Livres, um ein anderes und besseres Pferd zu kaufen. Vinzenz aber verwandte dieses Geld sogleich zu Armenunterstützungen. Er wollte sich lieber der Gefahr aussetzen, mit dem Pferde wieder zu stürzen, als Unglückliche ohne Hülfe lassen.

Auf diese und andere Weise suchte Vinzenz die Wunden, welche der Krieg schlug, zu heilen. Er begnügte sich indessen nicht damit, er wollte das Uebel an der Wurzel angreifen und begab sich daher eines Tages zu dem Kardinal Richelieu. In das Cabinet des Ministers gelassen, fand er ihn bleich und krank. Richelieu, welcher Vinzenz hoch schätzte, grüßte ihn wohlwollend und hieß ihn Platz nehmen. Vinzenz aber blieb aus Demuth stehen und begann nun, ob gelegen oder ungelegen, dem Staatsmann die Uebel des Krieges und die Leiden des Volkes zu schildern. Er stellte ihm vor, wie die Ernte unter den Hufen der Pferde zertreten und die Dörfer verbrannt würden, legte ihm die Schändung und Plünderung der Gotteshäuser durch die Calvinisten und überhaupt die Noth des Volkes an das Herz und warf sich ihm dann zu Füßen und rief: „Gnädiger Herr, haben Sie Erbarmen mit uns und geben Sie Frankreich den Frieden.“ Richelieu wurde gerührt und antwortete: „Diesen Frieden soll Frankreich haben; ich arbeite daran, aber er hängt nicht von mir allein ab, es gibt Parteigänger im Innern und Feinde nach Außen, welche ihn nicht wollen.“ Und dann, setzte er fein lächelnd dazu: „Herr Vinzenz, diese Ruhe, welche Sie so dringend für Andere verlangen, wann werden Sie dieselbe sich selbst gönnen?“ Der Heilige gab zur Antwort: „Gnädiger Herr, die Zeit zu ruhen, kommt

für uns Missionäre niemals, weil die Zeit der Ernte immer währt."

Bald darauf starb Richelieu, auch der König erkrankte. Vinzenz wurde in den Palast gerufen, ihm in den letzten Augenblicken seines Lebens beizustehen. Er that dieses mit der ihm eigenthümlichen Gabe und nachdem dieser Fürst gestorben war, äußerte Vinzenz über den Tod desselben die Worte: „Seit ich auf Erden bin, habe ich Niemand christlicher sterben sehen."

Die Stürme des Krieges hatten nach dem Tode dieser Männer etwas ausgetobt, die Ruhe war wieder gekehrt, aber für Vinzenz kamen nun neue Tage der Mühsal und der Arbeit. Anna, die Wittwe des verstorbenen Königs, welche bei der Minderjährigkeit des Kronprinzen die Regentschaft zu führen hatte, berief Vinzenz in den Regentschaftsrath. Wie gewöhnlich, wollte er diesen hohen, einflußreichen Posten nicht annehmen und gehorchte zuletzt nur aus Ehrfurcht; er selbst hielt sich dessen für unwürdig. Gott wollte aber, daß er zehn Jahre lang dieses Amt verwalte. Die Art und Weise, wie er dies that, läßt uns wieder tiefe Blicke in sein inneres Leben thun. Da er unter andern Geschäften auch das hatte, die einlaufenden Bittgesuche in Empfang zu nehmen und darüber Bericht zu erstatten, so konnte er beinahe nie eine ruhige Stunde für sich genießen. Indessen bewahrte er mitten unter der Fluth von Personen, die ihn beständig überliefen, eine seltene Gleichheit des Gemüthes. Mit derselben Freundlichkeit empfing er Hohe und Niedere, Reiche und Arme und nichts vermochte den tiefen, inneren Frieden seiner Seele zu stören. Es kostete Vinzenz

keinen geringen Kampf, diese Herrschaft über sich selbst zu erwerben, da er von Natur ein heftiges, schnell erregbares Temperament hatte. Es traf auch bei ihm ein, was wir an vielen frommen Menschen bemerken können, daß sie durch die Kraft der Gnade gerade das Gegentheil von dem wurden, was sie durch ihre rein menschliche Natur ohne dieselben geworden wären.

So sanftmüthig und liebreich indessen auch Vinzenz war, gebrach es ihm doch nicht an der gehörigen Kraft und Strenge. Niemals gab er ungerechten Bitten nach und wies unwürdige Bewerber kurz und offen zurück. Ueberhaupt konnte er die damals sehr gang und gäbe Stellenjägerei nicht im Geringsten dulden und empfand ein besonderes Mißvergnügen daran, wenn er sah, wie sich so Viele mit aller Anstrengung um Bischofssitze und Prälaturen bewarben und ohne der schweren Bürde und Verantwortung eingedenk zu sein, welche solche Aemter auflegen, nur Ehre und Einkünfte suchten. Er hatte es sogar nicht einmal gerne, daß man den geringsten Schritt that, um irgend eine Pfründe zu erlangen. Deßgleichen billigte er es nicht, wenn ein Bischof seinen Sprengel verließ, um ein Erzbisthum zu suchen. Eines Tages begegnete er einem Prälaten, der im Begriffe stand, sich um ein Erzbisthum zu bewerben. Er blieb stehen und sagte mit heiterer Miene zu ihm: „Hochwürdigster Herr, wollen Sie sich gefälligst ihres Ringes erinnern!“ Der Prälat erröthete bei diesen Worten und sagte lächelnd: „Ach Herr Vinzenz, Sie haben mich ertappt!“ Ein Priester, welcher Vinzenz von Paul begleitete, fragte ihn, was diese Worte zu bedeuten hätten. Vinzenz entgegnete: „Dieser Prälat hat mich zwanzig Mal

versichert, daß er seine Braut, d. i. seine Kirche, nie wegen einer andern verlassen würde, möge letztere auch noch so schön und so reich sein und hat mir zugleich seinen bischöflichen Ring mit den Worten des Psalmisten gezeigt: „Meine Rechte soll der Vergessenheit überantwortet werden, wenn ich Deiner nicht eingedenk bin." „Ah so," sagte der Priester, „jetzt verstehe ich." Er wußte, daß man davon sprach, es werde dieser Prälat eines der reichsten Erzbisthümer erhalten.

Vinzenz verstand indessen das Verdienst wohl zu würdigen und erkannte schnell mit dem ihm eigenen Scharfblick, ob ein Priester wahren Beruf habe und für eine Stelle geeignet sei oder nicht. Er wußte seinen Mann richtig herauszufinden und an jene Stelle zu setzen, welche für seine Kenntnisse und Talente die entsprechendste war. Auch dem Unwesen am Hofe, dem zu Folge oft einer mehrere Pfründen zugleich besaß, trat er entschieden entgegen und führte zu diesem Zwecke ein genaues Verzeichniß der bereits Angestellten und Bedachten; sorgfältig wachte er darüber, daß diejenigen, welche bereits übervolle Speicher hatten, nicht auch noch die wenigen Aehren auflesen, welche man unter den Tritten der Andern vergessen hatte. Natürlich konnte er nicht allen Mißbräuchen vorbeugen, doch hintertrieb er viel Unwesen und zog sich nicht selten deßhalb Haß und Schmähungen in Menge zu; er setzte denselben sein gutes Gewissen und christliche Geduld entgegen. Am Ende stand er doch jedesmal gerechtfertigt da. Dabei war er stets ungemein offen und aufrichtig. Zuweilen glaubten Personen, wenn es oft gerade das Gegentheil war, durch seinen Einfluß eine Stelle erhalten zu haben und

kamen, um ihm Dank zu sagen. Er enttäuschte sie, indem er ihnen geradezu erwiderte: „Sie sind mir keinen Dank schuldig, im Gegentheil, wenn es auf mich allein angekommen wäre, hätten Sie diese Stelle nicht erhalten.“

Dieselbe Freimüthigkeit behauptete Vinzenz auch im Regentschaftsrathe. Der Vorstand desselben war Kardinal Mazarin, ein höchst ehrgeiziger und schlauer Mann, der seine Collegen als Werkzeuge seiner Plane betrachtete. Dasselbe versuchte er auch mit Vinzenz von Paul; wenn er irgend einen vornehmen Schützling auf eine Stelle bringen wollte, wandte er sich in Form eines Befehles an den Obern von St. Lazare. So demüthig indessen Vinzenz war, wußte er doch seine Stellung zu behaupten und alle Kniffe und Ränke dieses Ministers gleiteten eindruckslos über Vinzenzens feste Seele hin. Mazarin war klug, Vinzenz war es bei aller Offenheit nicht minder. Dies beweist folgendes Ereigniß. Unter Anderm brachte er Vinzenz einmal dadurch in große Verlegenheit, daß er ihm ein Schreiben zusandte, des Inhalts: die Königin habe einen gewissen jungen Mann in Anerkennung der Verdienste seines Vaters, der darum gebeten habe, zum Bischofe auf ein eben erledigtes Bisthum bestimmt; Vinzenz solle dafür sorgen, daß er in sein Amt eingeführt werde. Vinzenz wußte nur zu gut, daß dieser Mann solcher Würde weder fähig noch würdig sei. Was war zu thun? Sollte Vinzenz mit seinem Gewissen markten, um der Königin und ihrem Minister zu gefallen, oder sollte er dem Willen der Regentin und des Kardinals widerstreben, sich in Ungnade bei ihnen bringen und sich damit die Macht entziehen, der Kirche zu nützen? Vinzenz überlegte den Fall ernst und reiflich

und begab sich dann zu dem Vater des jungen Geistlichen, der um das Bisthum angesucht hatte und sagte unter Andern zu ihm: „Setzen Sie Ihren Sohn nicht den traurigen Folgen einer unwürdigen Beförderung aus.“ Der Vater zögerte eine Zeit, da er aber ein Mann von Gewissen war, so stund er endlich zur großen Ueberraschung der Königin und des Kardinals von der beinahe schon gewährten Bitte ab. So wurde die Sache ohne Schwierigkeit beigelegt.

Es wurden auch Versuche gemacht, Vinzenz zu bestechen. Einmal wünschte unter Andern einer der ersten Beamten des Königreichs für seinen Sohn eine Abtei. Er machte Vinzenz die lockendsten Anerbietungen und gab ihm zugleich zu verstehen, er möge seine Congregation nicht vergessen. Vinzenz aber sagte ernst und entschieden: „Für alle Güter der Erde werde ich niemals etwas gegen Gott und mein Gewissen thun. Die Congregation wird durch die Armuth nicht zu Grunde gehen; ja ich fürchte, sie würde zu Grunde gehen, wenn die Armuth ihr fehlte.“

Mancher Andere würde, wenn er eine Stellung wie Vinzenz hätte, sicherlich seine Verwandten besonders bedenken. Nicht so der Heilige. Als einmal ein Priester, der aus seiner Heimath nach Paris kam, zu Vinzenz sagte, daß sich seine Verwandten in einer an Armuth gränzenden Lage befänden und ihn bat, sie in einen bessern Zustand zu versetzen, fragte Vinzenz ernst: „Reicht ihre Arbeit nicht hin, sie auf eine anständige und ihrem Stande gemäße Weise zu ernähren?“ „Wohl,“ erwiderte der Geistliche, „indessen . . . . .“ Vinzenz antwortete: „Ich danke Ihnen

dafür, daß Sie für die Meinigen so besorgt sind, aber ich weiß aus Erfahrung, daß die Güter, welche man der Kirche entzieht, um seine Familie zu bereichern, keinen Vortheil bringen." Tausend Franken war Alles, was Vinzenz zur Zeit des Krieges den Seinigen zukommen ließ, er, der über Millionen Almosen zu verfügen hatte. Ueberhaupt huldigte Vinzenz der Ansicht, daß ein Priester das, was er habe, Gott und den Armen schuldig sei und flehte nicht selten zu Gott, er möge ihn vor der Versuchung bewahren, eine mehr als billige Liebe mit den Seinigen zu haben.

Neuntes Kapitel.

Letzte Lebensjahre und Tod des Vinzenz von Paul.

Der Lebensabend des Vinzenz von Paul war nichts weniger als ruhig und freundlich. Es brach nämlich in Frankreich ein Bürgerkrieg aus, der Krieg der Fronde genannt, und Paris wurde insbesondere der Schauplatz desselben. Der Hof flüchtete sich und die Stadt selbst wurde belagert. Auch Vinzenz wurde ganz gegen seinen Willen in das Parteigetriebe hereingezogen und als Anhänger der Regierung verdächtigt. Desgleichen wurde St. Lazare hart bedrängt; es glich eher einer Kaserne als einem Kloster und war nicht selten der Tummelplatz roher, ausschweifender Soldaten. Vinzenz verließ, bereits drei und siebenzig Jahre alt, Paris und begab sich zur Königin nach St. Germain, um wo möglich den Frieden wieder herzustellen. Auch den Kardinal Mazarin, der sich in der Umgebung der Fürstin befand, suchte er auf und ließ nichts unversucht, die Regierung und das Volk wieder zu versöhnen. Freilich gelang ihm dies nicht nach

Wunsch; indessen trugen seine Vorstellungen und Bitten doch Vieles dazu bei, einen Weg für künftige Unterhandlungen anzubahnen. Während in Paris die Stürme des Bürgerkrieges wütheten, besuchte Vinzenz die übrigen Missionshäuser in den Provinzen. Auf diesen Reisen hatte der fromme Diener Gottes große Gefahren auszustehen und viele für sein hohes Alter um so härtere Leiden zu erdulden. Zweimal kam er in Gefahr zu ertrinken; in Rennes lauerte ein Anhänger der Fronde in einem Wäldchen auf Vinzenz, um ihm, als einem Freunde des Regentenhauses, durch einen Pistolenschuß den Kopf zu zerschmettern. Indessen rettete ihn der Himmel stets aus allen Gefahren.

In Richelieu war er eine Zeit lang krank und oft hatte er nur schlechtes schwarzes Brod zu genießen und mußte in elenden Hütten übernachten, welche überdies noch den Streifzügen plündernder Soldaten ausgesetzt waren. Er hatte häufige Fieberanfälle und war von heftigen Schmerzen in den Füßen geplagt; man mußte ihn auf das Pferd hinauf- und wieder herabheben; kaum vermochte er ohne Gefahr sich im Sattel zu erhalten. Rechnet man dazu noch den innern Schmerz, welchen Vinzenz über die Gräuel und den Hader der streitenden Parteien in seinem zum Mitleid und Frieden so geneigten Herzen empfand, so kann man sich vorstellen, was der edle Greis zu dulden und zu tragen hatte. Ueberdies kamen von Zeit zu Zeit die traurigsten Berichte darüber an ihn, wie die Soldaten in seinem Kloster und auf den Pachthöfen, welche es in der Nähe von Paris besaß, hausten. Vinzenz betete, weinte und rief wie Hiob: „Gelobt sei Gott, gelobt sei Gott!“ Er

wäre zwar gerne selbst nach der Hauptstadt zurückgekehrt, allein er fürchtete, durch seine Anwesenheit in St. Lazare die Verfolgungen der Seinigen eher zu erhöhen als zu vermindern. Erst nach Verlauf von sechs Monaten konnte er wieder zurückkehren und die Herzogin von Aiguillon schickte ihm einen kleinen Wagen mit zwei ihrer Pferde, ihn abzuholen. Im Jahre 1649 kam er wieder in die Hauptstadt zurück und fand sie wieder ruhig und zum Empfang der Königin mit Blumen bekränzt. Indessen war diese Ruhe nur eine vorübergehende. Bald brachen die Stürme wieder los, die Straßenkämpfe erneuerten sich und auch in andern Gegenden Frankreichs entzündete sich der Bürgerkrieg; eine Partei rief die Spanier zu Hülfe und die fruchtbarsten Provinzen wurden aufs Neue der Schauplatz der gräßlichsten Zerstörungen; namentlich wurden die Champagne und die Picardie hart heimgesucht. Vinzenz sandte, sobald er Nachrichten über die Verheerungen erhalten hatte, zwei Missionäre mit Geld und Lebensmitteln ab. Dieselben schrieben zurück: „Das Elend ist entsetzlich; die Kornfelder wurden durch die Soldaten abgemäht, die Häuser geplündert, die Einwohner bis aufs Hemd beraubt. Kranke und halbverhungerte Menschen fanden wir längs den Hecken ohne Hülfe daliegen, allem Ungemach der Witterung ausgesetzt. Viele essen Gras, Erde oder reißen die Rinde von den Bäumen, um sie zu verschlucken, viele sterben aus Verzweiflung." Vinzenz von Paul las diese und andere Nachrichten mit dem größten Schmerz; er ließ sich, so drückend auch die Verhältnisse allenthalben waren, doch nicht entmuthigen und unternahm das schwere Werk, auch hier zu helfen, mit demselben Eifer, mit dem er alle

übrigen ausgeführt hatte. Es gelang ihm durch seine Reden, Bitten und Bemühungen, sehr beträchtliche Almosen zusammenzubringen; ja man sagt, er habe innerhalb zehn Jahren eine Million Almosen in diese Provinzen gesandt.

Wie in dem frühern Kriege, so war auch in diesem Vinzenz ein Wohlthäter für Tausende und seine fürsorgende und mitleidige Hand wischte viele tausend Thränen des Kummers ab und heilte viel tausend Wunden. Nebenbei betete er stets in seiner Zelle um Beilegung der Unruhen und empfahl den Lazaristen, für den Frieden zu beten. Als die Nachricht eingetroffen war, daß mehrere Missionäre in Folge der Anstrengungen erkrankt, einige auch an der Seuche gestorben seien, sprach er zu den Uebrigen: „Wir müssen Gott preisen, daß mehrere unserer Mitbrüder für die Liebe leiden.“ Dann fügte er bei: „Aber es möchte mir vielleicht einer einwenden, wenn man beständig, wie bisher, neue Missionäre an die Stelle derer aussendet, die erkrankt sind, so wird die Congregation ihre besten Arbeiter verlieren und nicht mehr bestehen können. O meine Herren, rief Vinzenz bei diesem Einwande mit einer Wärme aus, welche alle seine Zuhörer bewegte, o meine Herren, könnte eine Genossenschaft ruhmvoller enden, als durch die Ausübung der Liebe? Und wäre es nicht eine besondere Gnade für uns und ein großes Beispiel für die Nachwelt, daß wir uns auf diese Weise aufgezehrt hätten!“

Vinzenz suchte auch dadurch den Uebeln und dem Umsichgreifen des Bürgerkrieges zu steuern, daß er sich an die Bischöfe Frankreichs wandte und sie bat, in ihren Diözesen zu bleiben und das Volk durch ihre Gegenwart im

Zaum zu halten; diese Vorsicht hinderte den Aufstand in vielen großen Städten. Er selbst begab sich öfters zu den Prinzen des königlichen Hauses und suchte durch dieselben für den Frieden zu wirken. Gott segnete auch wirklich die Bemühungen des Heiligen, indem die Ruhe und der Friede allmählig wieder hergestellt wurden.

Eines der letzten Liebeswerke des Vinzenz von Paul war die Gründung eines Hospitals für arme Greise. Es brachte ihm nämlich eines Tages ein Bürger von Paris eine beträchtliche Summe Geldes mit dem Wunsche, dasselbe möge nach dem Ermessen des Heiligen zu einem wohlthätigen Werke verwendet werden. Vinzenz dachte lange darüber nach, welchen Gebrauch er davon machen solle. Endlich kam ihm der Gedanke, eine Anstalt zu gründen, in welcher alte Leute, die nichts mehr verdienen konnten und kein Vermögen besaßen, ein Unterkommen fänden und an Leib wie an Seele versorgt würden. Er theilte seine Absicht dem menschenfreundlichen Bürger mit und kaufte alsdann mit Bewilligung desselben in der Vorstadt St. Laurent zwei Häuser zu diesem Zwecke an. Von dem übrigen Gelde erwarb er eine jährliche Rente, um die Bedürfnisse von vierzig Armen, zwanzig Männern und zwanzig Frauen, bestreiten zu können. Diese Armen vertheilte er in die Hauptflügel des ganzen Gebäudes, das so eingerichtet war, daß jedes Geschlecht abgesondert dieselbe Messe und dasselbe Vorlesen bei Tisch hören konnte, ohne sich zu sehen und zu sprechen. Er ließ auch Handwerkszeuge, namentlich Webstühle, kaufen, um den Müßiggang, den Anfang aller Laster, von ihnen zu verbannen und beschäftigte sie mit leichten Arbeiten, je nach ihren Kräften

und ihrem Gewerbe. Barmherzige Schwestern übernahmen die Pflege dieser alten Leute und die Priester von St. Lazare verwalteten die Seelsorge. Vinzenz selbst begab sich oft in dieses Spital, das er Hospital vom Namen Jesus nannte, und ermahnte die alten Männer und Frauen, unter sich verträglich zu sein und die letzten Jahre ihres Lebens gottselig zuzubringen. Die kurzen Verhaltungsmaßregeln, welche Vinzenz für dieses Haus entwarf, waren dem Zustande der Bewohner so angemessen, daß ein vornehmes Mitglied des Parlaments nach Durchlesung derselben bekannte, er habe nie einen Plan zu Gesicht bekommen, der weiser und wohlthätiger gewesen wäre.

Endlich gelang es Vinzenz auch, das Armenwesen in Paris zu ordnen und den lästigen Bettel zu unterdrücken. Mit Hülfe hoher Gönner und der Regierung gründete er ein allgemeines Armenhaus, das am siebenten März 1657 nach vielen Anstrengungen eröffnet wurde. Man verbot durch öffentlichen Ausruf in den Kirchen den Bettel in Paris und speiste und pflegte von nun an die würdigen Armen in diesem äußerst umfangreichen Gebäude. Die Folge davon war, daß viele Müßiggänger und bloße Landstreicher die Hauptstadt verließen und der mit dem Bettel gewöhnlich verbundenen Unsittlichkeit einiger Maßen Einhalt gethan wurde.

Abelly, ein Priester und nachheriger Lebensbeschreiber des Vinzenz von Paul, war Vorstand dieser für Paris außerordentlich wohlthätigen Anstalt. Gegen das Ende 1659 ließ Vinzenz in der Diözese von Autun ein weiteres Hospital für die Pilgrimme von St. Regina errichten.

Nun aber war allgemach die Zeit herbeigekommen, in der Vinzenz nach langer Pilgerfahrt seine Wanderung in die bessere Welt antreten sollte. Gleich der Sonne hatte er wohlthätig und segensreich über Frankreich und über der Menschheit geleuchtet, nun neigte sich dieses hellleuchtende Gestirn dem Untergange zu. Beinahe durch die Hälfte seines Lebens hatte er heftige Schmerzen in den Füßen zu dulden, welche sich mit den Jahren stets steigerten. Im Jahre 1658 öffnete sich der rechte Fuß und es entstanden an der Stelle sehr schmerzhafte Geschwüre, auch nahmen die Schmerzen an den Knieen alle Tage zu, so daß er im Anfang des Jahres 1659 das Haus nicht mehr verlassen konnte. So lange er es indessen vermochte, ging er zur Kirche, um das heilige Opfer zu feiern und wohnte den geistlichen Conferenzen an. Im Jahre 1660, dem letzten seines Lebens, versagten ihm die Füße den Dienst gänzlich und er vermochte die heilige Messe nicht mehr zu lesen. Er verlangte sie wenigst anzuhören und schleppte sich mühsam auf Krücken und von Priestern der Mission geführt, nach der Hauskapelle. Man hatte ihn inständig gebeten, er möge das an seine Zelle stoßende Zimmer zu einer Kapelle einrichten lassen, damit er hier die heilige Messe anhören könne, er hatte es aber mit dem Bedeuten zurückgewiesen, daß man Hauskapellen nur in der äußersten Noth errichten dürfe.

Auch Fieberanfälle, mit denen er schon in früheren Jahren zu kämpfen hatte, stellten sich nunmehr heftiger und häufiger ein. Während seiner letzten Krankheit war Vinzenz ein Muster der Geduld. Wenn ihm auch seine Schmerzen Seufzer auspreßten, so hörte man ihn doch

niemals klagen. Alle, welche ihn zu besuchen kamen, empfing er freundlich und liebevoll. Ungern redete er von seinem Zustande und wenn er seiner Schmerzen wegen bedauert wurde, sagte er, daß seine Leiden mit den Leiden Christi gar nicht zu vergleichen seien. Er brach dann kurz ab und redete von andern Dingen.

Der Tod traf ihn nicht unerwartet. Schon ein Jahr zuvor hatte er, sein Ende fühlend, geistliche Betrachtungen und Exerzitien mit sich selbst angestellt. Seine Lenden waren bereits gegürtet und die Lampe angezündet, um dem Herrn entgegenzugehen, wann er kommen würde. „Seit achtzehn Jahren," sagte er zu einem Priester seines Hauses, „habe ich mich nie niedergelegt, ohne mich so vorzubereiten, als müßte ich dieselbe Nacht noch sterben." Oefters sprach er auch zu den Seinigen: „An einem dieser Tage wird der elende Leib dieses armen Sünders zur Erde bestattet werden und Ihr werdet ihn mit Füßen treten." Dann wieder mit Beziehung auf sein hohes Alter: „So viele Jahre sind es, daß ich die Gnade Gottes mißbrauche! Ach Herr, ich lebe zu lange, weil keine Besserung in meinem Leben ist und meine Sünden mit der Zahl meiner Jahre sich vermehren!" Einige Tage vor seinem Tode überfiel ihn eine tiefe Schlafsucht; er sah in derselben den Vorboten des Todes und sagte lächelnd: „Der Bruder ist gekommen, um die Schwester (den Tod) zu erwarten." Noch am Tage vor seinem Hinscheide ließ er sich in die Hauskapelle tragen, um dort die Messe zu hören und dort wie gewöhnlich das Abendmahl zu empfangen. In das Zimmer zurückgebracht, empfing er das heilige Sakrament der letzten Oelung. Gegen Abend überfiel ihn große

Schwäche. Einer der frömmsten Priester von St. Lazare trat in das Zimmer und bat den Kranken für sich und seine Brüder um den letzten Segen; er flehte ihn an, Vinzenz möge doch bei Gott bitten, daß der Geist, den er ihnen allen eingeflößt habe, auf ihnen auch fortan ruhe. Der Heilige gab zur Antwort: Der das gute Werk angefangen hat, wird es auch vollenden. Dann begann er die Worte des Segens und sprach etwa die Hälfte mit lauter, die übrigen aber mit leiser Stimme. Alsdann entschlief er, angekleidet im Sessel sitzend, ruhig im Herrn, ohne alle Anstrengung noch Zuckung. Dies geschah an einem Montag den 27. September 1660, Morgens vier Uhr, während seine geistlichen Söhne eben in der Kirche ihr gewöhnliches Gebet begannen. Um diese Stunde war er schon seit vierzig Jahren gewohnt, den heiligen Geist auf sich und die Seinigen herabzurufen; in eben dieser Stunde führte dieser anbetungswürdige Geist seine Seele aufwärts in die himmlische Heimath, auf daß der treue Diener und Streiter Gottes dort die hinterlegte Krone der Gerechtigkeit empfange. Vinzenz hatte ein Alter von beinahe fünfundachtzig Jahren erreicht. Sein Körper blieb nach dem Tode so geschmeidig und biegsam, wie er vorher war; er wurde den andern Morgen in der Kirche St. Lazare öffentlich ausgestellt. Das Antlitz war eher das eines Schlafenden, als das eines Todten; die Züge hatten die gewöhnliche Sanftmuth und Heiterkeit wie im Leben. Das Herz des Dahingeschiedenen wurde in ein kleines silbernes Gefäß verschlossen, welches die Herzogin von Aiguillon zu diesem Zwecke nach St. Lazare geschickt hatte; den Leichnam legte man in einen bleiernen Sarg, diesen wieder in

einen hölzernen und begrub ihn mitten im Chore der Kirche. Eine ungemeine Menge Volkes und eine große Anzahl Geistlicher von verschiedenen Orten hatte sich dabei eingefunden. Unter den Leidtragenden bemerkte man auch den Prinzen von Conti, den päbstlichen Nuntius und mehrere Prälaten. Desgleichen die Herzogin von Aiguillon und andere Herren und Damen. Es herrschte tiefe, stille Trauer und ein ungeheuchelter Schmerz. Die ganze Versammlung empfand es, daß hier die Hülle eines Mannes der Erde übergeben wurde, welcher als ein auserlesenes Werkzeug in der Hand Gottes nicht bloß für Frankreich, sondern für die Menschheit überhaupt Ungemeines geleistet habe. Alsbald pilgerten ganze Schaaren von Menschen zu seinem Grabe, das der Himmel durch Wunder verherrlichte. Es gefiel der göttlichen Vorsehung, die Liebe, welche Vinzenz im Leben den Leidenden in so reicher Fülle erwiesen, auch im Tode noch fortdauern zu lassen.

Zehntes Kapitel.

Charakter und Heiligsprechung des Vinzenz von Paul.

Ueberblicken wir noch einmal den Charakter und das innere Leben des Vinzenz von Paul, so findet man als einen Haupt- und Grundzug desselben seine große Demuth und Bescheidenheit. Er betrachtete sich stets nur als Werkzeug in Gottes Hand und schrieb Alles, was er wirkte, Gott zu. Als man einmal davon sprach, welch vortreffliche Früchte aus St. Lazare, seiner Anstalt, entständen, sagte er: „Nicht ich bin es, der dieses wirkt, sondern Gott ist es, der Alles durch diese guten Priester gewirkt hat, deren unwürdiger Vorsteher ich bin.“ Immer nur pries er die göttliche Vorsehung und hielt treu an dem Worte fest: „Herr, Dir, nicht mir, nicht mir gebührt die Ehre.“ Seine Befehle pflegte er stets in der Form von Wünschen zu ertheilen; niemals beharrte er eigensinnig auf seiner Meinung, nahm vielmehr Rathschläge gerne an und liebte es, wichtige Fälle weisen Männern zur Entscheidung vorzulegen. Er unternahm nichts, was

die Mitglieder seiner Congregation betraf, ohne sie zur Berathung versammelt zu haben; er erwog ihre Ansichten und seine Demuth bestimmte ihn sogar öfters, sie seinen eigenen vorzuziehen, obgleich die seinigen die bessern waren. „Es ist nicht gut", pflegte Vinzenz zu sagen, „wenn ein Vorsteher will, daß Alles sich unter ihn beuge, daß nichts ihm Widerstand leiste, daß ihm Alles ohne Widerrede gehorche und daß man ihn, so zu sagen, anbete; das heißt nicht unsern Herrn nachahmen, welcher den Mangel an Bildung, die Eifersucht, den geringen Glauben und die andern Fehler seiner Apostel ertrug und sagte, daß er nicht gekommen sei zu herrschen, sondern zu dienen." Niemals vergaß Vinzenz seine niedere Herkunft, redete vielmehr selbst davon. So sprach einst ein etwas eitler Prälat von seinem Stammschlosse und spielte damit auf sein altadeliges Geschlecht an. Vinzenz sagte darauf: „Ich kenne es wohl; als Knabe weidete ich meine Schaafe gerne in der Gegend, in welcher das Schloß liegt." Ein andermal wollte ihn ein hochgestellter Mann bis zur Thüre geleiten. Vinzenz hielt ihn mit den Worten zurück: „Wissen Sie wohl, mein Herr, daß ich nur der Sohn eines armen Bauern bin und selbst die Heerden gehütet habe?" Geistreich erwiederte der Edelmann: „Aehnlich wie David."

Neben der Demuth schmückte Vinzenz die Tugend großer Sanftmuth. Bei seinem an sich aufgeregten, heftigen Charakter kostete es ihn, wie gesagt, viele Mühe, Herr und Meister über sich zu werden und ein gewisses abstoßendes Wesen, welches ihm von Natur aus eigen war, durch die Gnade zu überwinden. Er klagt öfters

darüber, namentlich über seine Trockenheit und Schweigsamkeit, wodurch er der Frau von Gondi öfters Anlaß zur Befürchtung gab, man behandle ihn vielleicht nicht nach Wunsch und gebe ihm dadurch Anlaß zur Unzufriedenheit. Er gab sich viele Mühe, Herr dieser Stimmung zu werden, zumal als er später in Genossenschaft zu leben berufen war. Er sagt von sich in dieser Hinsicht: „Ich wendete mich an Gott und bat ihn inbrünstig, diese trockene und abstoßende Stimmung in mir zu ändern und mir einen sanften und wohlwollenden Geist zu geben und durch die Gnade unsers Herrn und mit einiger Mühe, die ich mir gab, die Aufwallungen der Natur zu unterdrücken, habe ich ein wenig von meiner düstern Stimmung verloren." Später scheint ihm das gänzlich gelungen zu sein. Das beweist die Sanftmuth, mit der er seine Untergebenen behandelte, die Freundlichkeit, mit der er jeden Menschen empfing.

Niemals trug er etwas nach, verkleinerte selbst Beleidigungen, welche man ihm zugefügt hatte und rächte sich nicht nur nicht, wenn er es auch hätte thun können, er vermied sogar, sich darüber zu beklagen. Stets empfahl er diese Tugend der Sanftmuth den unter seine Befehle gestellten Vorstehern. So sagte er zu einem derselben: „Ergeben Sie sich Gott, um jeden mit Sanftmuth und Achtung zu behandeln, um immer Bitten und freundliche Worte, niemals rauhe und herrische Ausdrücke zu gebrauchen, denn nichts vermag die Herzen mehr zu gewinnen, als solch' demüthige und liebreiche Handlungsweise, nichts ist mehr geeignet, Sie Ihren Zweck erreichen

zu lassen, der darin besteht, daß Gott gedient und die Seelen geheiliget werden."

„Es gibt," sagte er ein ander Mal, „keine im Guten beständigere und festere Menschen, als diejenigen, welche sanft und gutmüthig sind. Dagegen sind diejenigen, welche sich durch Zorn und heftige Leidenschaft fortreißen lassen, gewöhnlich sehr unbeständig, da sie nur stoßweise und in Aufwallung handeln. Sie gleichen hierin den Waldströmen, die nur, indem sie gewaltige Ueberschwemmungen anrichten, Kraft haben, und vertrocknen, sobald sie abgelaufen sind, während jene Flüsse, denen sanftmüthige Menschen gleichen, einen gleichen ruhigen Lauf haben und nie vertrocknen."

Vinzenz handelte niemals rasch und übereilt; er überlegte, was er thun wollte, reiflich; glaubte er aber einmal, Gott für sich zu haben, so ließ er sich, ohne zu zögern, in die schwierigsten Unternehmungen ein und die Schwierigkeit einer Sache verdoppelte seinen Muth; er führte das einmal Begonnene mit Beharlichkeit aus. Als man damit umging, ein allgemeines Krankenhaus für die Armen in Paris zu errichten, wurde Vinzenz, der zögernd an das Unternehmen ging, gedrängt, das gute Werk rasch in Angriff zu nehmen. Er sagte: „Die Werke Gottes entstehen gewöhnlich nach und nach stufenweise. Als er die Kinder Israels in das Land der Verheißung führen wollte, konnte er es in wenigen Tagen thun und doch verflossen mehr als vierzig Jahre, ehe sie dasselbe betraten. Als Gott den Plan hatte, seinen Sohn in die Welt zu senden, um die Sünde des ersten Menschen, welcher alle andern angesteckt hatte, wieder zu sühnen, warum zö-

gerte er mehr als viertausend Jahre? Der Grund ist, weil Gott in seinen Werken sich nie übereilt und alle Dinge zur rechten Zeit thut. Unser Herr konnte zu seinen Lebzeiten die Kirche auf der ganzen Erde einführen, aber er begnügte sich, nur den Grund zu legen und überließ das Uebrige seinen Aposteln und deren Nachfolgern. Sagte er nicht auch öfters, wenn er von Dingen sprach, die er zu thun hatte, daß seine Stunde noch nicht gekommen sei? Damit wollte er uns die Lehre geben, in Dingen, die mehr von Gott als von den Menschen abhängen, uns nicht zu sehr voranzustellen. Demzufolge ist es nicht gut, Alles auf einmal und plötzlich thun zu wollen oder zu denken, daß Alles verloren sei, wenn nicht Jedermann sogleich Hand anlegt, um unsern schwachen Willen zu unterstützen. Was muß man also thun? Sachte vorangehen, viel zu Gott beten und in Uebereinstimmung mit ihm handeln."

Vinzenz besaß auch einen sehr klaren Verstand und wußte die schwierigsten und verwickeltsten Fälle rasch und richtig zu lösen. Die Frauen vom Orden der Heimsuchung, welchem Vinzenz eine Reihe von Jahren vorstand, sprechen sich in dieser Beziehung so aus: „In den Ansichten, welche er auf die an ihn gestellten Vorschläge äußerte, haben wir bemerkt, daß er mit einer großen Klugheit und einer so tiefen und klaren Beurtheilung handelte, daß gar kein Umstand seinem Verstande entging. Diese Bemerkung machten wir in einigen sehr verwickelten und schwierigen Angelegenheiten, die von mehreren sehr erleuchteten Männern und gelehrten Doctoren berathen wurden und die lange damit zubrachten, ehe sie

die Entscheidung darüber geben konnten; als wir aber zu diesem würdigen Vater unsere Zuflucht genommen hatten, schrieb er uns, den Grund unserer Angelegenheit durchschauend, darüber mit einer solchen Klarheit und Gründlichkeit, daß er uns glücklich aus der Sache heraushalf, ohne weder unsere Gemeinschaft noch die Mildthätigkeit des Nächsten dabei ins Mitleid zu ziehen." Sie fügen bei, daß Vinzenz wahrhaftig Gottes Geist haben müsse, um eine so billige und scharfsinnige Unterscheidung zu treffen. Wirklich konnte man auch die Bemerkung machen, daß er nie einen Beschluß faßte, ohne vorher die Gnade des heiligen Geistes angerufen zu haben. Sein oberster Rathgeber war Christus und er pflegte stets am Fuße des Cruzifixes Rath und Aufschluß in schwierigen Fällen zu erflehen.

Ueberhaupt war Vinzenz ein Mann des Gebetes. Neben der Brevierandacht pflegte er in seiner Zelle stets Betrachtungen und Bußübungen anzustellen. Er begnügte sich nicht damit, für die Armen, Nothleidenden und Gefangenen leiblich zu sorgen, er betete oft und inbrünstig für das Seelenheil dieser Unglücklichen. Aeußere und innere Prüfungen, welche ihm Gott zusandte, ertrug er mit liebender Ergebung in den Willen Gottes. Er sagte in dieser Hinsicht: „Ein einziger Tag der Versuchung erzeugt mehr Verdienst als mehrere Jahre Ruhe. Eine Seele, welche immer in der Ruhe ist, gleicht jenen stehenden Wassern, welche sumpfig und faulig werden; die Seele aber, welche durch Trübsal geübt wird, gleicht den Strömen, welche zwischen Felsen und Kiesel dahinfließen und deren Wasser deßhalb nur um so reiner und süßer

ist. Das Kreuz lehrt uns nicht nur die Geduld, sondern auch das Mitleiden gegen den Nächsten. Jesus Christus hat theilweise deßwegen so viel erduldet, damit wir in Seiner Person einen Hohenpriester haben, der unsere Gebrechen mitfühlen kann."

Sein Vertrauen auf die göttliche Vorsehung war unerschütterlich; er hielt es für eine Beleidigung derselben, stets ängstlich zu sorgen und selbst Allem vorbeugen zu wollen. Einmal erkrankte er nicht unbedeutend. Fräulein le Gras war darüber sehr bekümmert; sie fürchtete, Vinzenz werde sterben und dann könne die Genossenschaft der barmherzigen Schwestern nicht mehr bestehen. Vinzenz schrieb ihr von seinem Krankenlager aus: „O Frau von wenig Glauben, warum haben Sie nicht mehr Vertrauen in die Führung der Lehre Christi. Der Heiland der Welt stellte die Lage seiner ganzen Kirche Gott, seinem Vater, anheim, und Sie zagen wegen einer Handvoll Töchter, welche die Vorsehung offenbar erweckt und vereinigt hat, Sie glauben, er werde Sie verlassen?"

Eines Tages trat der Verwalter des Hauses mit betrübter Miene in Vinzenzens Zelle und sagte im Tone eines Vorwurfes: „Herr, ich habe keinen Sous mehr." Der Heilige erwiderte heiter: „O welch' gute Nachricht; Gott sei gepriesen, jetzt können wir zeigen, ob wir der Vorsehung vertrauen." Der Verwalter wollte nicht in diese Worte miteinstimmen. Deßhalb fuhr Vinzenz fort und sagte: „Nun, mein Herr, was thun Sie in solchen Fällen? Nehmen Sie ihre Zuflucht zu Gott?" „Ja, zuweilen," erwiderte derselbe. „Nun sehen Sie", bemerkte Vinzenz lebhaft, „das bewirkt eben die Armuth. Sie macht, daß

wir an Gott denken und unser Herz zu ihm erheben, während wir in günstigen Umständen vielleicht Gottes Güte vergäßen. Deßhalb empfinde ich eine große Freude darüber, daß die freiwillige und wirkliche Armuth in unsern Häusern eingeführt ist. Es liegt in dieser Armuth eine Gnade verborgen, welche wir nicht kennen." „Aber," erwiderte der Verwalter, „Sie thun andern Armen Gutes und setzen die Ihrigen hintan." Vinzenz sagte: „Ich bitte Gott, daß er Ihnen diese Worte verzeihe; ich sehe wohl, Sie haben sie unüberlegter Weise ausgesprochen. Wissen Sie jedoch, daß wir nie reicher sein werden, als wenn wir Christo gleich sind."

Als Prediger auf der Kanzel machte schon seine Haltung einen tiefen Eindruck. Vinzenz war zwar nur von mittlerer Größe und nicht äußerlich schön; aber sein ganzes Wesen war edel und ernst, sein Blick sanft und lebhaft. Er sprach ganz ungekünstelt und einfach, aber mit der vollsten, wärmsten Ueberzeugung. Seine Worte glichen oft Hammerschlägen, welche in den Herzen der Zuhörer die göttlichen Wahrheiten so zu sagen festnieteten. Da er ein großer Menschenkenner und vertraut mit dem war, was man inneres Leben nennt, so wußte er seinen Vorträgen Seelentiefe und praktischen Gehalt zu geben. Hatte er es sich zum Zwecke gesetzt, die Herzen seiner Zuhörer für ein Werk der Liebe und Barmherzigkeit zu gewinnen, so war seine Beredsamkeit hinreißend. Das glühende Feuer der Liebe, das in ihm brannte, entzündete mit Macht auch die Herzen der Uebrigen. Sie eilten nach der Predigt in die Hütten der Armen. Auf das Aeußerliche hielt er nicht viel, ohne es eben auffallend zu vernachläßigen. Kardinal

Mazarin nahm nicht selten von seinen abgetragenen und geflickten Kleidern Anlaß, über Vinzenz zu spötteln. Die Wohnung des General-Superiors von St. Lazare war so armselig, als man sich nur denken mag. Ein Zimmer ohne Ofen, ein Bett ohne Vorhänge, ein Tisch ohne Teppich, Wände ohne Tapeten, zwei Strohstühle, ein einziges Bild von Papier, ein hölzernes Cruzifix — dies war der ganze Hausrath, den Vinzenz besaß, ein Mann, der Mitglied des Regentschaftsrathes und weltlicher Herr von St. Lazare war. Herr Chomel, Leibarzt des Königs, sagt darüber: „Ich gestehe, ich war ganz betroffen, als ich einen Mann von so vielem Verdienst und so großem Rufe in so armseliger Wohnung fand, deren ganzer Hausrath nur in Gegenständen bestand, welche er durchaus nicht entbehren konnte."

Diese schönen Tugenden sowohl, als insbesondere die der Menschheit so nützlichen und für sie so segensreichen Einrichtungen und Institute des Vinzenz von Paula wurden dankbar von der Nachwelt anerkannt und selbst die Gegner seines Glaubens konnten ihm ihre Bewunderung und Hochachtung nicht versagen. Da überdies an seinem Grabe außerordentliche Wunderheilungen geschahen, so stellten die geistlichen Behörden Untersuchungen hierüber an und legten die Akten im Jahre 1709 in Rom vor. Im Jahr 1713 brachte man die von Seite des heiligen Stuhles angestellten Prüfungen der Thatsachen gleichfalls dahin und Pabst Benedikt XIII. sprach im September 1727 in Folge des gepflogenen Seligsprechungsprozesses aus: „Daß der Diener Gottes Vinzenz von Paul in heldenmüthigem Grade sowohl die theologi-

schen als Kardinaltugenden besessen habe"; und nachdem der Punkt der Wunder in drei Versammlungen untersucht worden war, so befahl genannter Pabst am 12. Juli 1729 das Dekret der Seligsprechung auszufertigen.

Da Gott fortfuhr, die Heiligkeit des Vinzenz von Paul durch neue Wunder zu offenbaren, so beschloß Clemens XII. zu der Heiligsprechung des Seligen vorzuschreiten und fertigte am 16. Juni 1737 die Bulle hiefür aus. Dieselbe wurde hierauf in der ganzen katholischen Welt verkündet; der Leib des Dieners Gottes wurde feierlich erhoben und die Kirche jubelte, einen neuen heiligen Fürbitter am Throne Gottes zu besitzen.

Bis auf den heutigen Tag leben viele der von Vinzenz gestifteten Einrichtungen, namentlich der Orden der barmherzigen Schwestern und das Institut der Volksmissionen segensreich fort und legen ein vollgültiges Zeugniß davon ab, was Gott Großes durch seine Heiligen zu wirken vermag

Leben

des

heiligen Franz von Sales,

Fürstbischofs von Genf.

Seine Jugend und Studienzeit bis zum Empfang der Priesterweihe.

Unter jenen großen Heiligen, welche die Vorsehung der katholischen Kirche gab, um die Ausbreitung der Lehre der Reformatoren zu verhüten, nimmt Franz von Sales eine hervorragende Stelle ein. Er bekehrte viele Anhänger der Lehre Calvins, befestigte schwache Katholiken in ihrem Glauben, bildete in seiner Diözese einen sehr tüchtigen Clerus, stellte in vielen Klöstern die Zucht wieder her und stiftete einen neuen Frauenorden. Aber auch über die Grenzen seiner Diözese verbreitete sich sein edles Wirken; denn viele Fürsten suchten seinen Rath in Kirchen- und Religionsangelegenheiten ihrer Länder nach und befolgten ihn, Bischöfe sahen ihn wie ihren Lehrer an und wandten sich in verschiedenen Fällen und Anliegen an ihn. Endlich wirkte er auf andere Diözesen ein, indem er öfters in solchen, z. B. in Paris, Grenoble, Chamberi u. s. w. predigte und gute Bücher schrieb, die allenthalben sehr fleißig gelesen wurden.

Die Landschaft, in welcher unser Heiliger das Licht dieser Welt erblickte, ist Savoyen. Hohe Gebirge durch-

ziehen dieselbe, welche zum Theil mit ewigem Schnee bedeckt sind. Die Einwohner sind nicht bemittelt, weil die Natur mit Ausnahme der sehr schönen und fruchtbaren Thäler gegen den Genfersee hin nicht ergiebig ist. Es pflegen darum viele Savoyarden während des Winters, andere während der Sommermonate ihre Heimath zu verlassen und im Auslande ihr Brod zu suchen. Uebrigens sind dieselben ein kräftiger Menschenschlag, arbeitsam, die besten Soldaten Italiens und anhänglich an ihren Glauben und die herkömmliche gute Sitte. Die Sprache des Ländchens ist durchaus die französische, obwohl in dem angrenzenden Piemont, mit dem es fast immer vereinigt war, italienisch geredet wird.

Im nördlichen Theile des Savoyerlandes gegen den Kanton Genf hin liegt in einer romantischen Gegend die Stadt Anecy und drei Stunden von ihr das Schloß Sales. Dort wohnten seit längerer Zeit Grafen, die sich nach dem Namen des Schlosses nannten und in großem Ansehen standen. In der zweiten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts war der Herr dieses Schlosses, Franz, Graf von Sales, vermählt mit Franziska von Sionas. Er war ein großer Weltmann im bessern Sinne des Wortes, beschäftigte sich viel und gerne mit Krieg und Staatsangelegenheiten, und besaß das Vertrauen des Herzogs von Savoyen, in dessen Diensten er stand, in hohem Grade. Er war indessen nicht lau in der Religion, noch ausgelassen in seinem Wandel, wie man dies bei Hofleuten so häufig findet, sondern er schätzte seine Kirche und ihre Diener hoch, wohnte dem Gottesdienste regelmäßig bei und führte einen christlichen Wandel.

Seine Gemahlin war eine wahrhaft fromme Frau; sie widmete sich täglich längere Zeit der Andacht, übte sehr häufig Werke christlicher Barmherzigkeit und, als ihr Gott Kinder schenkte, war es ihre eifrigste Sorge, sie gut zu erziehen. Gott segnete auch ihre Bemühungen, indem das erste derselben, unser Franz, als Heiliger verschied und ein anderes, Johann Franz von Sales, dem genannten Heiligen nicht nur in der Würde als Fürstbischof von Genf, sondern auch in der Frömmigkeit nachfolgte. Ein dritter Sohn aber, Ludwig, trat in Besitz des väterlichen Gutes, da der erstgeborne, unser Franz, auf dasselbe verzichtete, und starb, nachdem er ein fast heiliges Leben geführt hatte, in dem hohen Alter von achtundsiebenzig Jahren in den Armen seines Sohnes Karl August, der gleichfalls Bischof von Genf war, den Tod des Gerechten.

Der hl. Franz von Sales ermahnt christliche Frauen in seiner „Anleitung zum frommen Leben", ihre Kinder, schon während sie dieselben unter dem Herzen tragen, dem Herrn zu weihen, denn das ziehe auf sie den Segen Gottes herab. Er weist sie darauf hin, daß die Mutter des heiligen Augustin und Thomas von Aquin, deren Kinder so groß vor dem Herrn wurden, dies gethan hätten. Nach der Geburt sollen sie dieselben gleichsam als ein ihnen bloß anvertrautes Gut ihm wieder weihen. So habe die Mutter des hl. Bernhards gethan und ihre sieben Kinder hätten nachher ein sehr heiliges Leben geführt. Sei aber der Verstand ihrer Kinder erwacht, so möchten sie ihnen ja die Furcht Gottes in ihre zarten Herzen tief einprägen und wie Blanka zu ihrem Sohne, dem hl. Ludwig, zu ihnen sprechen: „Obwohl ich dich liebe, mein Kind,

wie mein eigenes Leben, so würde ich dich doch lieber vor meinen Augen sterben, als eine einzige Todsünde begehen sehen."

Genau dasselbe, was der Heilige hier von christlichen Müttern verlangt, that seine gottesfürchtige Mutter mit ihm. Als sie nemlich mit ihm in der Hoffnung war, flehte sie zu Gott voll Innbrunst, er möge das Kind, das sie unter dem Herzen trage, vor dem Verderbnisse der Welt bewahren, und sie lieber gar nicht Mutter werden lassen, als ihr ein Kind schenken, das ihn schwer beleidigen würde. Nach ihrer Niederkunft opferte sie ihn Gott auf. Franz erblickte das Licht der Welt zu früh, schon im siebenten Monate, und war in Folge davon ein körperlich sehr schwächliches, kränkelndes Kind, so daß er lange Zeit ärztlicher Behandlung übergeben werden mußte. Aber durch die sorgfältige Pflege der Mutter und den Fleiß der Aerzte wurde sein zartes Leben gerettet und erhalten. Später entwickelte sich sein Körper dann sehr vortheilhaft; er wurde groß und stark, und sein Angesicht erlangte jene Schönheit und Anmuth, die man allgemein an ihm bewunderte.

Zu den Vorzügen des Körpers gesellten sich noch größere Anlagen des Geistes, durch deren treffliche Entwicklung er zu dem großen Manne herangebildet wurde, als den ihn die Kirche verehrt. Außer einem guten Gedächtnisse, besaß er einen seltenen scharfen Verstand und eine sehr gute Beobachtungsgabe, daher er alle Erscheinungen in der Natur und im Menschenleben bis ins Kleinste so genau auffassen konnte, wie wir dies in seinen Schriften finden. Doch diese Gaben hatten andere

große Männer und Heilige mit ihm gemein; ja es gab Manche, die einen schärferen Verstand und sehr Viele, die ein ungleich besseres Gedächtniß besaßen; aber fast unübertroffen ist er in seinen Gemüthsanlagen, die er aufs Trefflichste entwickelte. Er hatte nemlich ein sehr zartes, fein empfindendes und doch dabei sehr tiefes Gemüth. Dies machte Franz äußerst liebenswürdig bei Jedermann. Wer mit ihm in Berührung kam, dessen Herz gewann er durch sein aufrichtiges, sanftes, herzliches Betragen. Er konnte fast nicht beleidigen, und blieb liebenswürdig, auch wo er tadelte und strafte. Daher kam es, daß Niemand geeigneter war, Sünder und besonders Irrgläubige zu bekehren als er.

Kardinal du Perron, sein Zeitgenosse, pflegte zu sagen: Er glaube in seinen Schriften genug Mittel an die Hand gegeben zu haben, die Irrgläubigen zu überweisen; aber um sie zu bekehren, müsse man sie zu dem Bischof von Genf schicken, der hiezu besonders von Gott bestimmt sei. Ebenso erklärte auch der berühmte Oratorianer und Kardinal Berulle, daß in diesem Bemühen Gottes Hand sichtbar mit unserm Heiligen sei.

Die genannten Talente suchten nun die frommen Eltern sorgfältig zu entwickeln. Der Vater dachte darauf, ihn zu einem großen Staats- und Weltmanne zu bilden, welcher der ganzen Familie Ehre machen würde; die fromme Mutter aber war mehr dafür besorgt, daß er wachse in der Kenntniß und Furcht Gottes, frühzeitig die Frömmigkeit liebe und ausübe, und sittenrein bleibe. Darauf arbeitete sie in den ersten sechs Jahren, in welchen Franz ganz ihren Händen anvertraut war, ohne Unter-

laß hin. Sie redete oft mit ihm von Gott und seinem Sohne Jesus Christus, nahm ihn mit in die Kirchen, die sie fleißig besuchte, und lehrte ihn mit Andacht beten. Auch die Lebensgeschichten von Heiligen, oder vielmehr einzelne Partieen aus denselben, welche für den Knaben faßlich und erbauend waren, las sie ihm vor und erklärte ihm das Gelesene. Er setzte nachher dieses Lesen selbst sehr eifrig fort und empfahl es Jedermann dringend; denn, pflegte er zu sagen, die Thaten der Heiligen seien nichts anders als die angewandte Lehre des Evangeliums, aufs Mindeste werde man durch das Lesen derselben eine große Kenntniß und Hochschätzung der Tugend und der Heiligungsmittel erlangen. Bei seiner guten Auffassungsgabe waren ihm die schönsten Züge und Thaten aus dem Leben der Heiligen später noch immer vor seinem Geiste gegenwärtig, und seine Predigten, seine Gespräche, insbesondere aber auch seine Schriften, wußte er durch Erzählungen solcher sehr erbauend und unterhaltend zu machen. Da die Mutter die leiblichen Werke der Barmherzigkeit selbst eifrig ausübte, suchte sie auch ihrem kleinern Sohn eine Neigung dazu einzuflößen, und nahm ihn in dieser Absicht mit sich, wenn sie die Hütten armer Kranken besuchte, ließ durch ihn Almosen an Arme austheilen und weckte in ihm überhaupt die Empfindungen des Mitleidens. Ihre Bemühungen waren frühzeitig von dem besten Erfolge gekrönt; denn Franz nahm schon als Knabe den größten Antheil am Loose der Armen, Kranken, Presthaften u. s. w., und versagte sich oft Genüsse und Spiele oder Spielwaaren, um das Geld, das er zu diesem Zwecke erhielt, Armen schenken zu können, ja er ging

so weit, wenn er selbst Nichts hatte, für sie bei seinen Verwandten und Bekannten um ein Almosen zu bitten. So war es eine gute Mutter, welche in ihm die ersten Keime jener Barmherzigkeit pflanzte, die späterhin sich in jener großen Wohlthätigkeit und werkthätigen Hülfe gegen Arme, Kranke, Gefangene u. s. w. offenbarte, so daß er das Kleid vom Leib, ja das einzige Hemd herschenkte und so Vielen, die bei ihm etwas entlehnten, aushalf.

Auch die sittliche Bildung vernachläßigte die Mutter nicht. Sie schärfte ihm ein, die Gegenwart Gottes fleißig und überall vor Augen zu haben; die Sünde über Alles zu haßen, ja alle Lüge und Verstellung zu meiden und demüthig und sanftmüthig zu sein. Diese sittliche Erziehung der Mutter trug ihre Früchte; denn als Knabe schon war er ein Nachahmer des Herrn und nahm wie an Jahren, so an Tugend und Liebenswürdigkeit vor Gott und den Menschen zu. Besonders bewunderte man seine Aufrichtigkeit, gemäß der er, wenn er etwa einen kleinen Fehler, wie solche bei Kinder öfter vorkommen, beging, diesen keineswegs vor den Eltern verbarg oder gar leugnete, um der Strafe zu entgehen, sondern ihn ganz offen gestand und sich der Züchtigung unterzog. Nach zurückgelegtem sechstem Lebensjahre wurde er an die Studienanstalt nach Rocheville und von da nach Annecy geschickt, wo er bei seinen vortrefflichen Anlagen rasche Fortschritte machte, nebenbei aber das Gebet, die Uebungen der Frömmigkeit (besonders das Lesen der Legende und die Werke der Barmherzigkeit) mit dem öffentlichen und Privatstudium vereinigte.

Im Jahre 1578 beschloß sein Vater, ihn zur weitern Ausbildung an die sehr berühmte Hochschule zu Paris zu schicken. Da er erst eilf Jahre alt war, fiel dies der frommen Mutter sehr schwer. Sie kannte die Gefahren, welche jungen Menschen an den Hochschulen drohen und befürchtete, ihr Kind möchte, zweihundert Stunden von den Eltern entfernt, und noch keineswegs selbstständig und in der Tugend befestigt, verführt werden. Indessen bestand der Vater auf seinem Vorhaben und sie fügte sich in seinen Willen, gab aber dem Knaben noch viele guten Lehren auf den Weg und schärfte ihm besonders ein, Gott alle Zeit vor Augen zu haben, fleißig zu beten und ja nicht zu sündigen. „Mein Sohn"! sprach sie mit der oben genannten Mutter des hl. Ludwig, „ich wollte dich lieber todt sehen, als erfahren, daß du nur eine einzige Todsünde begangen habest." Dem Vater lag nicht minder als der Mutter daran, daß Franz während seines Aufenthaltes in Paris nicht verführt werde, darum gab er ihm einen geistlichen Hofmeister mit, der ihn bisher beaufsichtigt und seine Studien geleitet hatte. Dieser führte die Aufsicht über ihn, so lange Franz in Paris war und auch später als er die Universität in Padua bezog. Franz ehrte diesen Geistlichen immer sehr, nannte ihn seinen Vater und Lehrer und machte ihn, als er Bischof geworden war, zum Mitglied des Domkapitels.

In Paris verweilte er nun sechs Jahre. Zuerst studirte er an dem Jesuitencollegium mit glänzendem Erfolge Rhetorik und Philosophie. Nebenbei mußte er aber, weil bei der Erziehung junger Edelleute darauf als auf ein wesentliches Erforderniß gesehen wurde, reiten, fech-

ten und tanzen lernen. Er fand wenig Geschmack daran, doch unterwarf er sich dem Willen seines Vaters ohne Widerspruch. Es waren diese Uebungen auch nicht ohne Nutzen für ihn; denn sie stählten seinen Körper und verschaften ihm jenen Anstand in allen seinen Bewegungen und in seinem ganzen Benehmen in und außer den Verrichtungen seines Amtes, durch welchen er sich so sehr auszeichnete.

Mit großem Eifer verlegte er sich dagegen auf die Erlernung der griechischen und hebräischen Sprache bei dem berühmten Professor Gennbrard und auf das Studium der positiven Theologie bei dem Jesuiten Maldonat. Dieser letztere lehrte mit einer seltenen Schärfe und Gründlichkeit, besaß eine Kenntniß der griechischen und hebräischen Sprache, wie vielleicht nicht fünf von allen seinen Zeitgenossen, und verfaßte Commentare zu den Evangelien, die bis auf diesen Tag noch nicht übertroffen sind. In seinen Vorträgen widerlegte er die Lehren der Reformatoren, besonders Calvins, mit großer Schärfe und bekämpfte ihre Anhänger in Disputationen, worin er eine außergewöhnliche Gewandtheit hatte. Zur Zeit, da Franz von Sales in Paris studirte, waren Maldonats Vorlesungen so stark besucht, daß sein Hörsaal schon drei Stunden vor deren Eröffnung von Zuhörern angefüllt war und er sich gewöhnlich in den Hof des Collegiums begeben mußte, da kein Hörsaal groß genug war, die lernbegierige Jugend, die ihn hören wollte, zu fassen. Es ist wohl nicht zu bezweifeln, daß Franz von Sales bei Maldonat sich theilweise seine gründliche theologische

Bildung und seine Gewandtheit in Widerlegung der Calvinisten erwarb, wegen der er später die Bewunderung Europas auf sich zog.

Ueber den Studien vergaß Franz das Heil seiner Seele nicht, er betete vielmehr sehr gerne, wohnte fleißig der hl. Messe bei und las aus der heiligen Schrift täglich einen Abschnitt; auch empfing er die heiligen Sakramente oftmals. Was das Gebet betrift, so verrichtete er in Folge eines Gelübdes täglich das Rosenkranzgebet, von dem er glaubte, daß es Gott und der seligsten Jungfrau sehr angenehm sei. Zur Betrachtung und geistlichen Lesung aber bediente er sich vorzüglich das von L. Scupuli *) einige Zeit vorher herausgegebenen Werkchens „der geistliche Streit". Er schätzte dasselbe sehr hoch, trug es immer bei sich und las täglich darin. Es war seine Meinung, daß man sich hauptsächlich an ein geistliches Buch halten solle; doch bediente er sich unter andern auch der Nachfolge Christi zu seinem betrachtenden Gebete und der Lenkerin der Sünder von Ludwig von Granadin, und rühmte diese beiden Werkchen sehr an.

In Folge von Unterredungen mit dem Pater Angelus Joyeuse, der früher Herzog und Marschall gewesen, dann aber ein demüthiges Mitglied des Ordens des hl. Franziskus **) geworden war, legte er sich mehrere Abtödtungen auf. Er fastete öfters, trug drei Mal in der Woche ein härenes Bußkleid und kasteiete sich auf man-

*) Die neueste deutsche Uebersetzung dieses Werkchens erschien 1847 bei Doll in Augsburg.

**) Er war Kapuziner.

cherlei Weise. Ob er sich die Geißel schon während seines Aufenthaltes in Paris gab, kann man nicht bestimmt angeben, daß er dies später that, ist erwiesen. Uebrigens sah er derartige äußere Abtödtungen nie für die Hauptsache an. Er glaubte die innere Abtödtung der bösen Neigungen, des Eigenwilles, des Neides, Zornes u. s. w. seien vielmehr werth. Man müsse den Körper nicht zu sehr abschwächen, damit er im Stande sei, den Berufsgeschäften obzuliegen. Wie sehr er jedoch seinen Gaumen abgetödtet hatte, geht daraus hervor, daß er einmal aus einer Eierschaale Wasser tunkte und genoß, und diese Speise so schmackhaft fand, als ob er das Innere des Eies gegessen hätte. Nicht minder erwarb er sich eine außerordentliche Herrschaft über seine Zunge in Folge fleißiger Wachsamkeit über sie.

Während er in Paris war, legte er eines Tages in der Kirche St. Etienne de Grès das Gelübde der Keuschheit ab. Obwohl er später bei dem Adel seiner Geburt, seiner großen Wissenschaft und seiner vorzüglichen Körperschönheit in sehr lockende Versuchungen kam, so hat er doch nicht bloß die äußerliche Keuschheit, sondern auch die Unschuld des Herzens bewahrt. Indessen blieb er fortwährend sehr wachsam und redete später als Bischof mit Frauenspersonen gewöhnlich durch ein Gitter, schrieb nicht an sie, wenn sie ihm nicht sehr nahe verwandt waren; und wenn über das Aussehen oder die Kleidung von Basen, die ihn besucht hatten, die Rede war, so wußte er darüber nichts zu sagen, denn er hatte sie äußerlich bloß ganz oberflächlich gesehen, aber nie angeschaut oder betrachtet. Um die Keuschheit sicherer be-

wahren zu können, empfahl er sich eifrig in den Schutz Mariens und rief sie täglich an. Da er in der Oktave ihrer Himmelfahrt geboren worden war, und später am Feste ihrer unbefleckten Empfängniß die bischöfliche Weihe empfing, auch die unbefleckte Erhaltung der Unschuld ihr mit zuschrieb, so hielt er es für seine Pflicht, sie auch später als Priester und Bischof auf der Kanzel zu preisen und selbst in Privatgesprächen ihre Verehrung seinen Pflegempfohlenen sehr ans Herz zu legen. Doch war seine Verehrung keine das Maß überschreitende. Sein Grundsatz war: „Wer Gott und seiner jungfräulichen Mutter zu gefallen verlangt, handelt wohl, ja sehr gut; aber wer der seligsten Jungfrau so viel oder mehr als Gott gefallen will, würde einen höchst sträflichen Fehler begehen."

Eine andere Gnade Gottes, welche er auf die Fürbitte der seligsten Jungfrau Maria gegen das Ende seines Aufenthalts in Paris erhielt, trug gleichfalls bei, ihm diese große Heilige lieb und theuer zu machen. Schon seit längerer Zeit hatte er nämlich bei seinen Gebeten und Betrachtungen viele innere Freuden und Tröstungen empfunden. Nachher aber entzog ihm Gott diese plötzlich einen Monat lang, so daß sein Gebet äußerst trocken und ihm ganz zuwider war. Dazu kamen heftige Versuchungen des bösen Feindes, der ihm die Meinung beibrachte, daß er ewig verworfen sei. Er war in diesen Leiden innerlich ganz trostlos, verlassen und schwermüthig und glaubte die Qualen des Todes und der Hölle zu empfinden; doch blieb er standhaft im Gottvertrauen. Dem Leibe nach verlor er alle Lust, Speis und Trank

zu genießen, und wurde äußerst blaß und abgemagert. Bei Nacht weinte er gewöhnlich so viel, daß sein Bett mit Thränen benetzt wurde. Nachdem er sich einen Monat lang in diesem traurigen Zustande befunden hatte, entschloß er sich, in die Kirche des hl. Stephan, wo er früher das Gelübde der Keuschheit abgelegt hatte, zu gehen und vor dem Bilde der seligsten Jungfrau Maria zu beten, daß sie ihm die Gnade erflehen möchte, daß er, wenn er dazu bestimmt sei, dort ewig verloren zu gehen, Gott wenigstens während seines Erdenlebens von ganzem Herzen lieben könne. Dann betete er das Gebet: „Gedenke o seligste Jungfrau Maria, wie nie erhört wurde, daß Jemand, der zu dir seine Zuflucht nahm, deine Hülfe nachsuchte und deine Fürbitte erflehte, verloren ging. Von diesem Vertrauen beseelt, eile ich zu dir, Jungfrau aller Jungfrauen, zu dir komme ich und weinend stehe ich als Sünder vor dir, o Mutter des Wortes, verschmähe nicht meine Bitten, sondern erhöre mich gnädig. Amen." Auf dieses Gebet hin verließ ihn die Melancholie, die innere Anfechtung und die alte Heiterkeit kehrte wieder zurück.

Im Jahre 1584 brachte ihn sein Vater an die Universität Padua in der Lombardei. Er hörte hier nach dessen Verlangen bei dem berühmten Rechtslehrer Pancirolus Vorträge über das Recht und wurde Doktor beider Rechte. Allein die Theologie zog ihn mehr an, darum wendete er sich an den Jesuiten Possevin, der dieses Fach lehrte und durch Gelehrsamkeit und Frömmigkeit gleich ausgezeichnet war und entdeckte ihm, daß er sich der Theologie widmen möchte. Possevin erkannte sogleich, daß

dies sein Beruf sei und sagte ihm auch deutlich voraus, er sei bestimmt, irrenden Völkern Gottes Wort zu verkünden und seinem Vaterlande die Stütze des Glaubens und der Religion zu sein. Er unterrichtete ihn dann täglich zwei Stunden in der Theologie und ging mit ihm den Thomas von Aquin und die Controversen des Kardinals Bellarmin durch. Zugleich übernahm er auch dessen geistige Führung und brachte ihn durch weise Leitung seiner gottseligen Uebungen auf dem Wege der Frömmigkeit weiter. Franz erprobte dieselbe durch seinen eifrigen Empfang der hl. Sakramente (denn er kommunizirte alle acht Tage), durch seine frommen Werke und besonders auch seine Keuschheit. „Wenn du Gott dienen willst, heißt es, so mache dich auf Anfechtungen gefaßt;" das erfuhr auch er; denn er war bei seiner schönen, liebenswürdigen äußern Gestalt und seinem einnehmenden Wesen während seines Aufenthalts in Padua vielen lockenden Versuchungen ausgesetzt, bewahrte jedoch eine englische Unschuld. Eine andere Prüfung, mit der ihn Gott in Padua heimsuchte, war eine sehr gefährliche Krankheit, welche die Aerzte als einen sichern Vorboten des bald nachfolgenden Todes erklärten. Er war darüber gar nicht bestürzt, sondern sehnte sich freudig nach dem Augenblicke, wo sein Geist die Bande des Leibes abstreifen und in die Ruhe der Seligen eingehen könne. Aber Gott hatte höhere Absichten mit ihm, er sollte noch große Werke vollführen, ehe die Ruhe der Heiligen ihm vergönnt war; diese Krankheit hatte nur den Zweck, ihn noch mehr von der Liebe zu der Welt zu befreien, und ihm die Vergänglichkeit alles Irdischen recht klar zu machen. Nachdem dieser Zweck erreicht war, er-

langte er die vollkommenste Gesundheit und konnte seine Studien bis in sein vierundzwanzigstes Lebensjahr fortsetzen. 1591 erhielt er die theologische Doktorwürde, nachdem er vorher sich einer glänzenden Prüfung unterworfen hatte.

Nach Anweisung seines Vaters ging er nun einige Zeit auf Reisen und besuchte die vornehmsten Städe Italiens. Bei seinem feinen Gefühle für alles Schöne und seiner scharfen Beobachtungsgabe trug diese Reise gewiß viel zu seiner Bildung bei. Es zog ihn vorzüglich Rom an, einmal als die Stadt der Kunstwerke aus allen Zeitaltern, dann aber noch mehr als die hl. Stadt, wo das Oberhaupt der Kirche weilt, die Gräber der Apostel und Märtyrer sind und wo so viele Heilige wandelten. Als ein eifriger Verehrer Mariens konnte er nicht umhin, von Rom aus einen kleinen Ausflug nach ihrem berühmtesten Wallfahrsorte Loretto zu machen, und dort zu beten und seine Gelübde zu erneuern.

Zu Hause angekommen, sollte der sorgfältig gebildete und mit vielen Kenntnissen ausgezeichnete junge Mann seine Laufbahn in der Welt beginnen, und sein Vater hatte zu diesem Zwecke ihm bei dem Herzog von Savoyen eine Rathsstelle in Chomberi erlangt, und auch um eine eben so reiche als gebildete und schöne Braut, die Tochter des Staatsraths und Freiherrn von Vegy, für ihn sich umgesehen. Allein Franz hatte längst dem Ehestande und allen weltlichen Aemtern und Ehren entsagt, dachte darum nicht entfernt daran, in diesem Punkte dem Wunsche des geliebten Vaters nachzukommen. Da er aber nicht wagte,

sich deutlich gegen denselben zu erklären, wendete er sich an seinen Oheim, Ludwig von Sales, welcher Domherr der Kirche von Genf war, und dieser, den Beruf des Heiligen erkennend, übernahm die Vermittlung bei seinem Bruder, dem Grafen von Sales, mit Erfolg. Zugleich erlangte er dem hoffnungsvollen Neffen beim hl. Vater die Stelle eines Domprobstes der Kirche zu Genf. Da ihm diese Würde wider Wissen und Willen übertragen worden war, sträubte sich seine Demuth längere Zeit, dieselbe anzunehmen; doch fügte er sich zuletzt und ließ sich die Diakonatsweihe ertheilen, durch welche er zur Ausübung des Predigtamtes ermächtigt wurde. Er verwaltete dasselbe fortan als einen Providtheil seines Berufes bis zu seinem Tode sehr fleißig und mit einem Erfolge, wie nicht viele Prediger seit den Zeiten der Apostel.

Bisher hatte man selten gepredigt, auch waren die Predigten an Domkirchen sehr gelehrt und mit griechischen und lateinischen Sentenzen reichlich durchwoben gewesen. Andere Prediger hatten nach Effekt gehascht, sich einer glänzenden, floskelreichen Sprache, schöner Bilder bedient und vielmehr gefallen als die Zuhörer überzeugen, zur Tugend antreiben und die Herzen rühren wollen. Unser Heiliger schlug den entgegengesetzten Weg ein. Er predigte nicht nur regelmäßig an Sonn- und Festtagen, sondern oft auch an Werktagen, vorzüglich in der Fasten und im Advent. Der Inhalt seiner Predigten war wohl durchdacht, seine Gedanken tief, seine Beweise überzeugend und logisch sehr gut geordnet. Trotzdem aber war seine Sprache so populär, daß die schlichtesten Bauern, Taglöhner und Hirten ihn sehr gut verstanden und

sehr gerne hörten. Er besaß nemlich die seltene Gabe, sehr klar und vertraut zu sprechen, die Gemüther der Zuhörer einzunehmen, und durch schöne, jedoch nicht gesuchte Bilder, Gleichnisse und Beispiele aus dem Leben der Heiligen den Vortrag erbaulich und unterhaltend zu machen. Sein Vortrag war sehr langsam, ruhig und sanft. Er ereiferte sich nicht, beleidigte nicht durch verletzende Ausfälle gegen die Zuhörer oder Abwesende und übertrieb nicht in seinen Schilderungen.

Er verband mit dem Predigtamt auch den Unterricht im Katechismus, und durchwanderte öfters die abgelegenen Ortschaften, wo das Volk sehr unwissend, theilweise auch roh war. Mit der ihm eigenen und, man möchte fast sagen, einzigen Sanftmuth, belehrte er diese armen Leute und bereitete sie zum Empfange der hl. Sakramente vor.

Als Franz das gesetzliche Alter von fünfundzwanzig Jahren erreicht und sich auch sehr sorgfältig vorbereitet hatte, konnte er das hl. Sakrament der Priesterweihe empfangen. Claudius von Granier, Bischof von Genf, war es, der ihm die Hände auflegte, und ihn in das neue hl. Amt einführte. Franz von Sales empfing dies hl. Sakrament mit großer Andacht und äußerst erbauend und vernachlässigte fortan nie die Gnade, die ihm durch die Händeauflegung dieses Bischofes, dessen Nachfolger er später werden sollte, zu Theil geworden war.

Täglich brachte er das heilige Meßopfer mit einer solchen Rührung und Andacht des Herzens dar, daß sein Angesicht strahlte; dann hörte er Beichte, gab den Kindern Unterricht, besuchte die Kranken und verrichtete alle

Funktionen seines neuen Standes bis zum späten Abend, ohne eine Anstrengung zu scheuen.

Wenn er dem Volke die hl. Sakramente ausspendete, geschah es öfter, daß die guten Leute sich dankbar beweisen wollten. Kinder und Arme gaben ihm dann einige Nüsse, Aepfel, Kastanien, ein Ey, etwas Käs oder auch einige Pfenninge oder Kreuzer. Er nahm Alles dankbar und freudig an. Das Geld vertheilte er dann an Arme, die ihm auf dem Wege begegneten, die Früchte aber trug er im Chorrocke heim und aß sie bei Tisch, indem er sagte: „Nähre dich mit der Arbeit deiner Hände, dann wird es dir wohl gehen."

Ein Jahr, nachdem er die Priesterweihe empfangen hatte, gründete er in Annecy eine Bruderschaft, deren Mitglieder sich verpflichteten, Unwissende zu unterrichten, Kranke und Gefangene zu besuchen und nie eine Klage gegen Andere vor der Obrigkeit anzubringen. Er war überhaupt für die Errichtung von Bruderschaften eingenommen und rieth jenen, die ihn zu Rath zogen, sich in alle in ihrer Gemeinde bestehenden Bruderschaften einschreiben zu lassen.

Seine Mission im Chablais.

Seitdem die Reformation in Genf eingeführt worden war (1527), war der dortige katholische Bischof genöthigt, in der zu Savoyen gehörigen Stadt Annecy zu residiren. Die Genfer eroberten bald darauf auch die an dem italienischen Ufer des Genfer Sees gelegene Landschaft Chablais und die Landvogteien Gex, Terni und Gaillard und führten daselbst die Lehre Calvins ein. Sechzig Jahre lang blieb das Chablais in den Händen der Genfer. Im Jahre 1594 aber eroberte es der Herzog Karl Imanuel von Savoyen und verlangte, daß dessen Einwohner wieder in die katholische Kirche aufgenommen würden. Der Bischof von Granier wünschte gleichfalls, da sich eine so gute Gelegenheit fand, diese ehemaligen Diözesanen wieder zu gewinnen und rief zu diesem Ende den benachbarten Klerus zusammen. Er erklärte demselben, er wolle selbst ins Chablais gehen und an der Bekehrung dieser Irrgläubigen arbeiten, nur sollten ihn einige Priester dahin begleiten und in seinem Missionswerke unterstützen; diejenigen, welche dazu entschlossen seien, möchten sich erklären.

Als nun die Reihe, sich zu erklären, an den jungen Domprobst Franz kam, sagte er, er halte die Beschwerden, besonders beim Anfange der Mission, für den greisen Bischof zu anstrengend, es bedürfe hiezu junger, kräftiger Männer; auch halte er nicht für gut, daß sogleich viele Priester ins Chablais gehen, man solle zuerst nur wenige hinsenden und finden sie Eingang, so können schon mehrere nachfolgen und der Bischof selbst die letzte Hand ans Werk legen. Zuletzt erklärte er dann sich selbst bereit, als Missionär abzureisen. Seine Vorschläge fanden allgemeinen Beifall; aber außer Franz entschloß sich nur noch ein einziger Priester seinem gefährlichen Beispiele zu folgen; und dieser war sein schon genannter Vetter, der Canonicus Ludwig von Sales. Franz erklärte, sie Beide genügen für den Anfang und der Bischof war auch damit einverstanden, daß sie vor der Hand die Mission allein unternehmen sollen.

Als aber die Verwandten der beiden Grafen davon Kunde erhielten, suchten sie dieselben von ihrem Vorhaben abwendig zu machen, und schrieben, da ihre Bemühungen nicht zum Ziele führten, an die Eltern unsers Heiligen. Franz wurde nach Hause gerufen. Er mußte ohnedies seinen Weg über das väterliche Schloß nehmen, um in das Chablais zu kommen und er unterließ daher auch nicht, daselbst anzukehren. Der Vater suchte ihn nun von seinem Plane abwendig zu machen; er nannte diese Mission einen verunglückten Gedanken; sie werde keine Früchte, wohl aber viel Schaden bringen. Da ihm der Probst nun aber die Schreiben des Herzogs und des Bischofs zeigte, wunderte er sich, wie so kluge Männer

dieses Unternehmen hätten anordnen können und erbot sich, Gegenvorstellungen bei Beiden zu machen. Franz aber entgegnete in seiner gewohnten sanften, einnehmenden Manier, der Niemand auf die Dauer widerstehen konnte: „Auch das Beginnen der Apostel, die Welt zu bekehren, sei für thöricht gehalten und doch mit einem glücklichen Erfolge ausgeführt worden. Zwar sei ein großer Unterschied zwischen ihnen beiden und den Aposteln, aber ihre Mission sei auch leichter als die der Apostel, da sie nicht zu Heiden, sondern nur zu irrgläubigen Christen gesendet würden und die Obrigkeit sie nicht verfolge, sondern unterstütze. Wenn sie mit dem Degen in der Hand in der Schlacht fallen würden, würde die Familie sich dessen rühmen; ob man sie abhalten wolle, mit dem Schwerte des göttlichen Wortes zu kämpfen? Nein (hier nahm er den Vater bei der Hand), man lasse uns ziehen, wohin uns Gott ruft, es könnten sonst Andere kommen und die Krone wegnehmen, die uns bereitet ist."

Durch diese Gründe ließ sich der alte Graf beruhigen und legte dem Vorhaben seines Sohnes und Bruders kein Hinderniß in den Weg. Diese aber gingen nun freudig nach Allinges, wo der herzogliche Gouverneur, Baron von Hermans, wohnte. Dieser war ein eifriger Katholik und schätzte den Bischof Granier und den Grafen von Sales sehr hoch, nahm darum die Missionäre freundlich auf. Anfangs, sagte er ihnen, werden sie große Schwierigkeiten haben, insbesondere in Thonon, der Hauptstadt der Landschaft, keine Aufnahme finden. Sie möchten aber jeden Abend nach Allinges zurückkehren, wo ihnen sein Haus und seine Capelle zur Verfügung stehe. Er

gab ihnen dann zu dem herzoglichen Schreiben noch ein eigenes an den Magistrat von Thonon, worin er diesem befahl, die beiden Missionäre in Schutz zu nehmen und ihn für alles Unangenehme, das ihnen begegnen würde, verantwortlich machte.

Sie gingen nun nach Thonon und überreichten ihre Schreiben. Das Volk hatte Kunde davon erhalten, daß sie da seien und äußerte vor ihren eigenen Ohren: Man müsse diese Boten des Pabstes aus der Stadt werfen und ihnen so die Lust nehmen, wieder zu kommen; Mäßigung sei nicht am Platze, da man dem Volke die Gewissensfreiheit nehmen wolle. Auch kam von Seite der calvinischen Vorstände in Genf, das fünf Stunden von Thonon liegt, ein aufreizendes Schreiben, welches das Volk so erbitterte, daß die Missionäre bei ihrem nächsten Erscheinen daselbst sich genöthigt sahen, schnell zu entfernen.

Ludwig von Sales wurde dadurch entmuthigt und gab die Hoffnung auf einen Erfolg auf, aber Franz sprach ihm Muth ein; wenn sie ausdauern, werde sich mit Gottes Beistand alles geben, meinte er, denn sein Gottvertrauen war so groß, daß ihn kein unglücklicher Vorfall aus der Fassung bringen, kein Hinderniß einschüchtern konnte. Da der Gouverneur vernahm, wie man ihnen begegnet war, wollte er ihnen eine Bedeckung von Soldaten mitgeben; aber Franz sträubte sich aus allen Kräften hiegegen. Deßwegen sendete er auf dessen Rath bloß ein Schreiben an den Rath zu Thonon, worin er diesem schärfer auftrug, Beleidigungen der Missionäre zu verhüten und erklärte, daß durchaus Niemand genöthigt wer-

den sollte, den katholischen Glauben anzunehmen, sondern es sollen durch die Mission nur durchreisende oder in Thonon verweilende Katholiken und auch Reformirte, die es wünschen, Gelegenheit erhalten, Unterricht zu empfangen.

Fortan that man ihnen nun nichts mehr zu Leide, indessen nahm sie weder Jemand in sein Haus auf, noch ließ man sich in irgend ein Gespräch mit ihnen ein; denn so hatten es der Prediger und der Stadtrath insgeheim befohlen. Die Missionäre erschienen aber doch alle Tage in Thonon, um die Leute an ihren Anblick zu gewöhnen. In dem sehr rauhen Winter dies Jahres 1594/95 litten sie bei diesen täglichen Hin- und Herreisen sehr viel, insbesondere erfror Franz seine Füße. Eines Abends hatten sie sich verspätet, gingen darum irre, ohne zu wissen, wo sie wären. Endlich in ein Dorf gekommen, ließ sie keiner der Bauern in sein Haus, da man sie erkannte, obwohl die Kälte schneidend war. Zum Glücke fanden sie einen noch etwas warmen Backofen, wo sie ganz erfroren die übrige Nacht zubrachten. Ein anders Mal verirrten sie sich in einem finstern Wald. Der Sturm brauste, wilde Thiere heulten und Graf Ludwig wurde ganz zaghaft; Franz aber blieb unerschüttert im Vertrauen auf Gott, der sie endlich ein zerfallenes Gebäude finden ließ; der Heilige konnte jedoch nicht schlafen.

Die Besatzung zu Allinges bestand aus Truppen, die zwar Katholiken, aber der Trunkenheit, Unzucht und vielen andern Lastern ergeben waren. Der Heilige brachte es durch seine milden Ermahnungen dahin, daß sie ihre

Fehler ganz ablegten. Da die Soldaten öfter nach Thonon kamen, fiel den dortigen Calvinisten ihre sittliche Umwandlung bald auf, und weil sie als den Mann, der sie bewirkt hatte, Franz nannten, begannen sie ihn zu achten. Außerdem begaben sich zwei katholische Adeliche nach Thonon und ließen sich dort nieder; bei ihnen konnten die Grafen darum Einkehr nehmen und wagten es dann auch in einigen calvinischen Familien Besuche zu machen. Eines Tages duellirten die genannten Edelleute, da eilte Franz an den Ort des Duells und es gelang ihm, sie zu versöhnen und zugleich zu bekehren. Der eine von ihnen bezog dann ein Landgut in der Nähe der Stadt, wo er häufig Gesellschaften versammelte, bei denen sich Protestanten aus der Stadt, sowie auch Franz von Sales einfand. Das Gespräch kam auch auf die Religion, und der Heilige erklärte dann zur rechten Zeit in seiner milden Weise, daß Luther und Calvin nicht gut gethan hätten, eine Religions-Spaltung herbei zu führen, die so viele Uebel im Gefolge habe. Soweit er ihre Lehre kenne, behaupten sie, die katholische Kirche habe die Lehre des Herrn verfälscht, treibe Abgötterei in ihrer Heiligenverehrung und setze den Werth der Verdienste Christi herab, indem sie die menschlichen Verdienste zu hoch anschlage. Dies sei aber nicht so. Er zeigte dann die Verheißungen, die Christus der Kirche gegeben und wie sie nicht in Irrthümer habe fallen können, und widerlegte die einzelnen Angriffe der Protestanten gegen einzelne katholische Glaubenslehren. Es kamen allmählig mehrere Protestanten, diese seine Vorträge zu hören, und sie gaben ihm Beifall; denn sie fanden darin die Lehre der katholischen Kirche

ganz anders dargestellt, als ihre Prediger sie darzustellen pflegten.

Dies wurde allgemein bekannt und man streute nun aus, das, was Franz von Sales lehre, sei nicht die Lehre des Pabstes und der Kirche; er habe Vieles von den Protestanten aufgenommen und könnte wohl selbst noch zu ihnen übertreten, oder er spiele den Heuchler, bis er sie durch falsche Darstellungen der katholischen Religionswahrheiten in die katholische Kirche hinübergelockt habe, dann aber werde er die Lehre derselben in einem ganz andern Lichte zeigen.

Um diese falschen Gerüchte zu widerlegen, gab der Heilige eine Druckschrift heraus, in der er mit Zugrundelegung der Glaubensdekrete des Conciliums von Trient die katholische Lehre darstellte. Dieses sehr mild geschriebene Werkchen wurde sehr stark gelesen, zerstreute viele Vorurtheile und gewann ihm die Zuneigung vieler protestantischer Familien, so daß er fortan oft besucht und zu Gegenbesuchen eingeladen wurde.

Er glaubte nun, es schon wagen zu können, sich in Thonon niederzulassen, doch blieb sein Vetter Ludwig noch in Allinges. Der Gouverneur von Allinges ließ ihm jetzt eine alte zerfallene Kapelle vor Thonon etwas restauriren. Hier hielt Franz fortan Predigten, die von Protestanten zuerst aus Neugierde, dann aber aus Verlangen, die Wahrheit kennen zu lernen, sehr zahlreich besucht wurden. Er pflegte in denselben jene Stellen der Bibel, welche die Protestanten benützen, katholische Lehren anzugreifen, richtig zu erklären und zu zeigen, daß

sie gerade für die letztern sprechen. Dabei aber unterließ er nicht, auch die christlichen Sittenlehren zu erklären und zu deren Befolgung zu ermahnen.

Es meldeten sich nun täglich Convertiten und zwar nicht bloß einzeln, sondern in ganzen Gesellschaften, so einmal nach einer Predigt über das hl. Abendmahl sechshundert Landbewohner. Der Zulauf der Bürger und Landleute aber wurde von Tag zu Tag größer. Dies erbitterte ihre Gegner so, daß man den Missionären auf verschiedene Weise nach dem Leben strebte; doch wurden sie durch die Vorsehung so beschützt, daß sie unverletzt aus mehreren Gefahren entrannen. Der alte Graf von Sales hatte dies kaum vernommen, so schrieb er an den Sohn und forderte ihn mit allem Ernste auf, nach Annecy zurückzukehren, wo er als Domprobst mehr Gutes wirken könne als in der Mission, bei der er sich ganz umsonst Gefahren aussetze und nur Schande ernte. Er rechne es sich zur Ehre, „Heilige in seiner Familie zu haben, aber es sollen Bekenner und nicht Märtyrer sein.“

Franz ließ sich dadurch natürlich nicht entmuthigen, sondern setzte, nachdem er den guten Vater in seiner Antwort beruhigt hatte, seine Predigten fort, und verfaßte noch mehrere Druckschriften, die alle viele Leser fanden. Er forderte in diesen Schriften und oft auch am Schlusse seiner Predigten die reformirten Prediger zu öffentlichen Religionsgesprächen auf. Diese entschlossen sich nach längerer Berathung zu einem solchen Zusammenkommen. Franz von Sales und viele Zuhörer aus der Umgegend und bis von Genf her erschienen; die reformirten Prediger aber blieben unter nichtigen Vorwänden alle weg bis auf

Einen, der dann nach Durchlesung der Schriften des Heiligen und nach wiederholter Besprechung mit ihm, obwohl seine Glaubensgenossen ihn auf jede Weise davon abzuhalten suchten, in die katholische Kirche übertrat.

Ein in großem Ansehen stehender Rechtsgelehrter, Namens Ponzet, fühlte sich angetrieben, den Mann näher kennen zu lernen, vor dem die Prediger seiner Confession solche Furcht hatten, daß sie sich nicht getrauten, sich mit ihm in ein Religionsgespräch einzulassen. Er besuchte Franz, gewann ihn sogleich lieb, und wurde durch seinen Unterricht von der Wahrheit des katholischen Glaubens so fest überzeugt, daß er dem Irrthume öffentlich abschwur.

Diese und des zuvor genannten Predigers Bekehrung machten außerordentliches Aufsehen und hatten viele andere Abschwörungen des Irrthums im Gefolge. Doch noch günstiger wirkte die Bekehrung eines sehr reichen, gebildeten und einflußreichen Barons, Namens Avilly. Sie ging übrigens langsam von Statten, indem letzterer einen so folgenreichen Schritt nicht thun wollte, ohne sich ganz gründlich überzeugt zu haben. Er ließ sogar von Franz die katholischen Lehren aufzeichnen und sendet diese Schrift nach Bern und Genf, damit sie dort von den protestantischen Ministerien widerlegt würde. Und erst als nach der Voraussage des Heiligen keine Antwort darauf erschien, legte der Baron öffentlich und in Gegenwart vielen Volkes sein Glaubensbekenntniß ab und gab eine eigene Schrift heraus, in welcher er seinen Schritt rechtfertigte.

Die Erfolge des Heiligen wurden nun allmählig bekannt und überall freute man sich derselben. Der Bischof von Genf, sein ehemaliger Lehrer, der Jesuite Possevin, welcher jetzt päbstlicher Nuntius in Turin war, und mehrere andere angesehene Männer schickten ihm und seinem Genossen Gratulationsschreiben. Auch sein alter Vater freute sich jetzt über die Leistungen der ihm so nahe stehenden Missionäre, besonders vernahm er die Bekehrung des Barons Avilly, seines Freundes, des einflußreichsten Mannes im ganzen Chablais, mit großer Befriedigung.

Der Herzog von Savoyen berief nun die beiden Grafen in seine Hauptstadt nach Turin, um ihre Rathschläge über das weiter einzuhaltende Verfahren zu vernehmen. Franz schlug ihm vor, den Katholiken in Thonon die Kirche des hl. Hippolit einzuräumen, ein Jesuiten-Collegium daselbst zu errichten und für Vertheilung guter Bücher besorgt zu sein.

Zurückgekehrt, nahm er die genannte Kirche mit Hülfe des neuen Gouverneurs (Hermans war kurz vorher gestorben) in Besitz und feierte in ihr 1596 das Weihnachtsfest. Es empfingen an diesem Tage 800 Personen die hl. Kommunion und nachdem er eine ergreifende Predigt gehalten hatte, meldeten die Einwohner von drei benachbarten Dörfern ihren Uebertritt an.

Da dem Pabste Clemens VIII. die glücklichen Bemühungen des hl. Domprobsts von Genf bekannt geworden waren, sendete er ihm den Kapuziner Baumes als Gehülfen und ließ ihm durch denselben aufgeben, die

Bekehrung des berühmten Theodor Beza, des Hauptes der Calvinisten in Genf, der zu seiner Zeit unter allen Glaubensgenossen im höchsten Ansehen stand, zu versuchen. Franz ging insgeheim nach Genf und traf Beza glücklicher Weise allein. Nachdem sie einander begrüßt und der Heilige sich zu erkennen gegeben hatte, sagte Beza, es freue ihn, einen Mann von so großen Talenten und Kenntnissen zu sehen, er habe viel von ihm gehört, bedaure aber, daß er seine Talente für eine so verlorene Sache, wie die der katholischen Kirche sei, verwende. Franz fragte ihn dann, ob er glaube, daß man in der katholischen Kirche selig werden könne? Da er dieses nach einigem Bedenken bejahte, fragte er ihn, warum er dann diese Kirche verlassen habe. Beza entgegnete, man habe ihn und seine Glaubensgenossen aus derselben verstoßen. Da Franz darauf aufmerksam machte, daß sie den Beschlüssen der Kirche sich nicht unterworfen hätten, erwiderte er, die Kirche habe eben Unvernünftiges befohlen. Die Kirche, fuhr Franz fort, halte sich an die hl. Schrift, wie sie durch die Tradition erklärt werde, sie könne also nichts Unvernünftiges befehlen. Darauf sagte Beza, die Tradition sei eine Verfälschung des Wortes Gottes, der Geist Gottes, den Jeder von ihnen habe, mache die Schrift Jedem klar. Da nun der Heilige darauf aufmerksam machte, daß sie ja einander widersprechen und die hl. Schrift gar nicht gleich auslegen und als Beweis hiefür auf das 1527 in Cornasse gehaltene Religionsgespräch hinwies, an dem Beza selbst Theil genommen hatte, wurde dieser unwillig, bat aber doch gewisser Maßen ab, als ihm Franz in gewohnter Milde entgegnete. Damit endete

die erste Unterredung. Der Heilige kam noch zwei Mal zu Beza und setzte die Unterredungen fort. Beza zeigte sich erschüttert, und drückte ihm beim Abschied die Hand mit den Worten: „Wenn ich nicht auf dem rechten Wege sein sollte, bitte ich Gott, daß er mir nach seiner Barmherzigkeit darauf verhelfe.“ Endlich machte Franz noch einen vierten Versuch; diesmal aber ließ er sich in kein Religionsgespräch ein, sondern eröffnete Beza die päbstlichen Aufträge und beschwor ihn, in jene Kirche zurückzukehren, in der er geboren und erzogen worden sei. Gott rede durch seinen Mund vielleicht das letzte Mal zu ihm, er werde es bereuen, ihn nicht gehört zu haben; die Barmherzigkeit Gottes könne der Gerechtigkeit Platz machen. Beza hörte aufmerksam zu und sagte dann: „Ich glaube, daß man in der katholischen Kirche selig werden könne, verzweifle aber nicht, auch in meiner Confession die Seligkeit zu finden.“

Franz entfernte sich und konnte nicht wieder kommen, da seine Besuche ruchbar geworden waren und Beza nie mehr allein gelassen wurde. Bald darauf starb dann der bejahrte Mann als Calvinist. Er soll den Rücktritt in die Kirche gewünscht haben, aber von seinen Glaubensgenossen daran verhindert worden sein.

Wenn indessen dem frommen Domprobste die Bekehrung Beza's nicht gelungen war, so hatte er bald darauf die Freude, drei Mitglieder des Ministeriums (der geistlichen Oberbehörde) zu Thonon nebst dem Syndikus und einer so großen Zahl von Einwohnern der Stadt in die Kirche aufzunehmen, daß er diese selbst

nun katholisch nennen und sich als Stadtpfarrer unterzeichnen konnte.

Als auch die Bezirke Gillard und Terni, die zum Chablais gehören, durch einen Jesuiten und Dominikaner zur Kirche zurückgeführt worden waren, kam der Bischof selbst mit mehreren Priestern, um die mit der Diözese wieder vereinten, ihr seit allen Zeiten angehörigen Bezirke zu besuchen. Er hielt bei diesem Anlasse ein feierliches Dankfest in Thonon, worauf neuerdings viele Reformirte convertirten. Als endlich der Herzog selbst diese Gegenden besuchte und, allerdings hart und gegen den Rath des hl. Franz, jene Einwohner, die im Irrthume beharren würden, auszuwandern zwang, bekehrten sich auf das liebreiche Zusprechen des Heiligen vollends noch alle vorhandenen Calvinisten. Als Franz abberufen wurde, konnte er darum an den Pabst schreiben: „Als ich mein Geschäft anfing, waren in fünfundsechzig Pfarreien kaum hundert Katholiken und jetzt wird man darin kaum hundert Reformirte mehr finden.“ Die Gesammtzahl der Bekehrten im Chablais belief sich auf zweiundsiebenzigtausend Menschen.

Es wurden nun nach seinem Vorschlage Pfarreien gegründet, von den vom Herzog eingezogenen Einkünften des Lazarus- und Mauritiusordens dotirt und mit eifrigen Priestern versehen, auch in Thonon ein Jesuitencollegium errichtet, und dadurch der katholische Glauben so befestigt, daß das Chablais bis auf diese Stunde bei demselben geblieben ist.

Vier Jahre hatte der Heilige in Chablais gewirkt und nach Gott offenbar das Meiste zur Bekehrung die-

ser verirrten Provinz beigetragen, da rief ihn sein Bischof wieder nach Annecy zurück und ernannte ihn mit Zustimmung des Herzogs zu seinem Coadjutor. Franz hielt sich nicht für fähig, dieses Amt zu verwalten; aber da er sich weigerte, es zu übernehmen, befahl es ihm Granier unter der Pflicht des Gehorsams. Er sollte sich nun in Rom einer Prüfung unterziehen, um die päbstliche Bestätigung zu erhalten. Der demüthige, bescheidene Mann hoffte, vom hl. Vater nicht als würdig erfunden zu werden, täuschte sich aber sehr; denn Clemens VIII. hatte eine sehr hohe Meinung von ihm und die von zwei großen Kardinälen, Bellarmin und Baronius, vorgenommene Prüfung fiel sehr glänzend aus. Er kehrte daher als Coadjutor nach Annecy zurück.

Seine Thätigkeit als Coadjutor und Bischof der Diözese Genf.

Der neue Coadjutor der Kirche von Genf verrichtete auf seinem Heimwege von Rom zu Loretto seine Andacht zu der seligsten Mutter des Herrn, um ihren Beistand zur Verwaltung des neuen Amtes zu erlangen. In Annecy wieder angekommen, lag er seinen Geschäften mit Eifer ob und verbreitete Segen, wo er arbeitete, weil Gott mit ihm war. Im Jahre 1600 ersuchte ihn die Stadtobrigkeit zu Annecy, die Fastenpredigten daselbst zu halten. Während er sich aber zu diesem Zwecke auf den Weg machte, erfuhr er, daß sein Vater schwer erkrankt sei. Er eilte darum in seine Heimath, um den guten Vater, der ihn immer so zärtlich geliebt hatte, noch zu sehen, ihm für alle Gutthaten zu danken, ihn noch einmal in seine Arme zu schließen, zum Tode zu bereiten und im letzten Kampfe zu trösten. Allein nachdem er ihm die Sterbesakramente gereicht hatte, wurde es besser mit ihm, daher Franz wieder nach Annecy ging; doch mußte er nach einigen Wochen wieder aufs Schloß Sales zurückkehren, denn sein Vater starb. Er verzichtete auf die

reiche väterliche Erbschaft und trat seine Erstgeburtsrechte, wie schon weiter oben gezeigt wurde, an den zehn Jahre jüngern Bruder Ludwig ab, den er durch Unterweisung und Beispiel zu einem sehr frommen Leben anleitete.

Da ein Theil der Diözese Genf, die Landschaft Gex nämlich, 1598 an Frankreich abgetreten worden war, ging Franz nach Paris, um König Heinrichs Genehmigung und Mitwirkung zur Bekehrung der protestantischen Einwohner von Gex zu erhalten. Heinrich IV., der erste Bourbon, der den Thron Frankreichs bestieg (1589), hatte sich in seiner Jugend selbst zum Protestantismus bekannt, aber trotz seiner Tapferkeit und Klugheit nicht in Besitz der Hauptstadt Paris und anderer wichtiger Orte seines fast ganz katholischen Reiches kommen können, bis er 1593 sich in die katholische Kirche aufnehmen ließ, der er bis zu seinem Tode (1610) aus Ueberzeugung treu blieb, obwohl sein sittlicher Wandel bedeutende Flecken hatte.

Heinrich empfing unsern Heiligen mit großem Wohlwollen, zeigte sich zur Erfüllung seiner Wünsche geneigt und bewies ihm von dieser Zeit an, so lange er lebte, sehr viele Achtung und Zuneigung, zog ihn auch öfters zu Rathe. Weil er wußte, daß die Einkünfte des Bisthums Genf sehr spärlich waren, so wollte er ihm in seinem Reiche ein einträglicheres verleihen, sobald ein solches erledigt würde, bis dahin aber trug er ihm einen jährlichen Gnadengehalt von 4000 Livres an. Franz dankte dem König dafür aufs Höflichste, erklärte jedoch, auf dem Bisthum Genf bleiben zu wollen, da man die Bisthümer nicht nach ihren Einkünften, sondern nach der Menge der

Gelegenheiten, Gott zu dienen, schätzen müsse, woran es in seiner Diözese nicht fehle. Was den Gnadengehalt betreffe, so bitte er, daß er bei dem Schatzmeister Ihrer Majestät hinterlegt bleiben dürfe, bis er seiner für die Armen oder zur Bestreitung kirchlicher Zwecke bedürfe. Heinrich bewunderte diese Uneigennützigkeit und sagte: „Dieser Mann wird sich durch Geld nie bestechen lassen." Im Uebrigen achtete er ihn noch mehr als zuvor.

Da während seines Aufenthalts in Frankreich die Fasten einfiel, hielt Franz auf Ansuchen in Fontainebleau die Fastenpredigten, die sehr zahlreich besucht wurden und die Bekehrung mehrerer angesehener protestantischer *) Familien zur Folge hatte.

Im Ganzen blieb er neun Monate in Paris und trug durch Rath und That Vieles zur Ordnung wichtiger Kirchenangelegenheiten des Landes, sowie zur Bekehrung von verschiedenen Sündern bei.

Auf der Rückreise erfuhr er den Tod des von ihm sehr geschätzten Bischofs Claudius Granier. Als Coadjutor desselben sollte er ihm im Amte nachfolgen und zu diesem Behufe die bischöfliche Weihe erhalten.

Er zog sich nun auf das väterliche Schloß zurück und stellte zwanzig Tage lang in der Einsamkeit Geistesübungen an, um sich auf sein hohes Amt vorzubereiten, dann legte er eine Generalbeicht ab und machte sich

*) In Frankreich fand die Lehre Calvins ziemlichen Eingang und hatte fast dreißig Jahre dauernde Religionskriege zwischen den Katholiken und Calvinisten, die den Namen Hugenotten führten, zur Folge. Mit Heinrichs IV. Bekehrung endeten sie.

einen bestimmten Plan, nach dem er in seinem Berufe arbeiten wollte; auch entwarf er eine Tagesordnung, an die er sich später genau hielt. So geistig gekräftigt und erneuert, empfing er zu Thonon in seiner Diözese von dem Erzbischofe von Vienne, Vespasian Grimaldi, den die französische Königin Katharina zu hohen Ehren erhoben hatte, unter Assistenz zweier Weihbischöfe am 8. Dezember 1602 die bischöfliche Weihe.

Der neue Bischof von Genf war wahrhaft von Gott berufen worden, wie einst Aron, er hatte sein Amt nicht gesucht, ja da ihm unter der Pflicht des Gehorsams dessen Annahme befohlen worden war, sich nur mit Unruhe gefügt; denn er hatte nicht die Ehre, die diese hohe Würde verschaffte, vor Augen, sondern die schwere Verantwortung, welche die Leitung so vieler Priester und Gläubigen ihm zuziehen würde. Da er nun gebunden war, so war es seine Sorge, als treu erfunden zu werden und nicht den Menschen, sondern Gott zu gefallen, darum sich weder durch Lob blenden, noch durch Gewalt oder Widerspruch einschüchtern zu lassen. Was sein häusliches Leben in dem neuen Stande betrifft, so stand er täglich Morgens um vier Uhr auf, dann stellte er eine Stunde lang eine Betrachtung an, worauf er die Laudes und die Prim *) betete. Nach diesem verrichtete er mit der Dienerschaft die Morgenandacht.

Die Zwischenzeit bis neun Uhr, wo er die hl. Messe las, brachte er mit Studien und dem Lesen der hl. Schrift zu. Nach der hl. Messe verrichtete er das Danksagungs-

*) Im römischen Brevier vorkommende Stundengebete.

gebet und zu Hause beschäftigte er sich dann mit Angelegenheiten, welche die Verwaltung der Diözese betrafen. Nach dem Mittagessen widmete er der Erholung eine Stunde Zeit, worauf er wieder an die Besorgung von Amtsgeschäften ging; wenn ihm noch eine Zeit erübrigte, studirte und betete er. Nach dem Nachtessen hielt er mit dem Gesinde die Abendandacht und zuletzt betete er für sich die Metten. Sein Gebet verrichtete er, auch wenn er allein war, so gesammelt und in so andächtiger körperlicher Stellung und Haltung, als sehe er Tausende heiliger Engel um sich; auch nahm er an allen besondern öffentlichen Andachten in seiner Residenzstadt Theil.

Seine Wohnung war eine schöne gemiethete Amtswohnung. Das bischöfliche Audienzzimmer war nicht ohne Meubles und er hatte darin auch schöne hl. Bilder, ja sogar Teppiche. Er nannte dies das Zimmer des Bischofs. Sein Privatgemach aber, das er das Zimmer des Franziskus nannte, war finster und ohne allen Schmuck. Seine Kleidung war von Wolle; Seide und Camelot verschmähte er. Er trug auch ausgebesserte Kleider. Als er einst ein solches anlegte, sagte er zu seinem Freunde, dem Bischof von Belley: „Meine Bedienten wirken Wunder. Aus einem alten Rock haben sie mir einen neuen gemacht." Seine Tafel war sehr einfach, denn er genoß nur wenig und gemeines Fleisch, oft nur Gemüse und Brod oder Früchte. Er fastete oft, besonders alle Freitage, Samstage und Vorabende der Marienfeste. Wenn er übrigens von hohen Herrschaften weltlichen oder auch geistlichen Standes besucht wurde, bewirthete er sie so gut, daß sie sich wunderten, wie er bei einem Einkommen von

bloß 4—5000 Livres solche Ausgaben bestreiten könne. Sein Schlaf war kurz. Er legte sich züchtig zu Bette, eingedenk, daß ihn Gott und die hl. Engel sehen, die niemals schlafen, sowie auch die bösen Geister, welche den Menschen, wie er sagte, besonders zur Zeit, wo sie zu Bette liegen, Fallstricke legen. Oefter brach er sich den Schlaf auch ab und gab sich, wie seine Bedienten beobachteten, die Geißel.

Seine Hirtenreisen machte er gewöhnlich zu Fuß; auch bei heißer oder regnerischer Witterung; er wollte die Apostel nachahmen. Wenn er dann in den Bergen öfters ein ganz schlechtes Quartier und nur Brod und Schneewasser oder Gemüse erhielt, nachdem er sich ganz abgemattet hatte, war er doch fröhlich. Die armen Hirten und Bauern, überhaupt das gemeine Volk und die Kinder sah er wie Seinesgleichen an und war ganz vertraut und freundlich gegen sie.

Einst als er wieder in die Berge gekommen war, erzählte man ihm, wie ein Hirte, der ein Thier seiner Heerde suchte, in eine Schlucht hinabgestürzt und todt gefunden worden sei. Da sagte er bei sich, diese armen Leute thun so viel wegen ihrer Thiere und der Bischof sollte sich nicht für ihre Seelen aufopfern! Er liebte diese Leute, weil sie schlicht und unverdorben waren, und sagte: „Ihre Wittwen und Jungfrauen gleichen durch ihre Tugenden den fruchtbaren Thälern unten am Fuße der Berge." Bei seinen Wanderungen erfreute er, der Freund der Natur, sich an den Schönheiten derselben. Die mit ewigem Schnee und Eis bedeckten Gletscher, der liebliche See am Fuße derselben, in dem sich die Berge mit ihren

Bäumen und Stauden abspiegelten, die schönen Thäler mit ihren Reis- und Getreidefeldern, ihren verschiedenen Obstbäumen, wie das Gräslein und der singende Vogel oder das Fischlein im still rieselnden Bache waren ihm Verkünder der Weisheit und Güte seines Schöpfers. War Jemand bei ihm, so sprach er die Gedanken, die der Anblick der Naturschönheiten in ihm hervorrief, laut aus: z. B.: „Die Thäler sind anmuthig und fruchtbar, wenn sie durch Wasser befeuchtet werden; so befruchten die Wasser der Gnade die demüthigen Seelen und lassen die hoffärtigen (wie die natürlichen Wasser die hohen Berge) trocken und kahl. Oder: Wann wird unsere Seele mit Blumen besät, mit Früchten bewachsen, wohl eingetheilt und geschmückt, wann wird sie frei von Allem, was dem himmlischen Gärtner mißfällt? Oder auf die Berge hinblickend: Ich habe meine Augen erhoben zu den Bergen, von welchen mir Hülfe kommen wird. Alle Hügel und Berge loben den Herrn. Und Bäume betrachtend: Ein Baum, der keine gute Früchte bringt, wird umgehauen und ins Feuer geworfen. Ein guter Baum bringt keine schlechten Früchte." So mußte Alles, was er sah, für ihn Stoff zu frommen Betrachtungen bieten und seinem Geist zur Leiter dienen, auf der er sich zum Himmel erhob.

Er war ein Freund aller Armen und Bedrängten, darum pflegte er Solchen, die zu ihm kamen, gerne Gehör zu schenken, guten Rath zu ertheilen, ihnen mit Geld oder was immer auszuhelfen und zu schenken, was er hatte, manchmal das Kleid vom Leibe, Hausgeräthe und den Erlös von goldenen und silbernen Kirchengefäßen,

die er zu diesem Zwecke verkaufte. Aber damit nicht zufrieden, suchte er die Armen und Kranken auch auf, und brachte ihnen geistliche und leibliche Hülfe. In der ganzen Gegend von Six waren die Gipfel zweier Berge in das dazwischen liegende Thal herabgerutscht und hatten drei Dörfer und viele Menschen und Thiere verschüttet. Kaum hatte der Heilige, der eben zu Six war, davon gehört, so eilte er an Ort und Stelle, weinte, da er das Elend mit ansah, tröstete die guten Leute, gab ihnen Geld und verwendete sich für sie bei dem Herzog, der ihnen die Steuern erließ.

Aber wie war er im Stande, so viel zu geben, da er auf sein väterliches Erbe verzichtet und als Bischof ein Einkommen von nur zweitausend, höchstens dreitausend Gulden besaß? Darauf ist zu erwidern, daß er für sich sehr wenig brauchte, also von seinen Einkünften Vieles verschenken konnte; dann aber insbesondere, daß reiche und vornehme Personen ihm oft Geschenke machten, die er dann zu frommen Zwecken verwendete. Unter vielen Beispielen stehe hier nur eines. Die französische Prinzessin Christina, welche sich mit dem Prinzen von Piemont vermählte, machte ihn zu ihrem Großalmosenpfleger und schenkte ihm bei diesem Anlasse einen kostbaren Diamant mit dem Auftrage, ihn gut aufzubewahren.

„Gnädige Frau", erwiderte er, „ich verspreche Ihnen dieses, so lange die Armen desselben nicht bedürfen." „In diesem Falle", sagte die Fürstin, „verpfänden Sie ihn nur, ich werde ihn einlösen"; „ich fürchte, dies würde gar zu oft geschehen", entgegnete der Heilige.

Als er bald darauf nach Turin kam, war der Diamant schon nicht mehr in seinen Händen. Da schenkte ihm die hohe Dame einen noch kostbarern mit dem Auftrag, ihn besser zu bewahren. „Ich kann nicht dafür bürgen," war seine Antwort; „denn ich bin wenig geeignet, so kostbare Dinge aufzubewahren." Wirklich war der Werth desselben bald darauf wieder in den Händen der Armen.

Eines Tages kam sein Hausmeister und klagte, daß gar kein Geld mehr da sei. „Was bekümmert Ihr Euch deßwegen", sagte der Heilige; „so sind wir unserm göttlichen Lehrer gleichförmiger, welcher nicht einmal einen Stein hatte, sein müdes Haupt darauf zu legen." Darauf rieth er ihm, etwas zu versetzen oder zu verkaufen.

Die Kranken sahen ihn sehr gerne bei sich; denn er besaß eine ganz eigenthümliche Gabe, sie zu trösten, ihre Zweifel zu lösen und sie zu einem guten Tode vorzubereiten. Er trug, wenn die Krankheit gefährlich oder der Kranke matt war, nur kurze Sprüche vor, z. B.: Mein Jesus, ich werfe mich in deine heiligen Arme!... Mein Gott, mache mich selig zu deiner Ehre, ich bin dein Geschöpf und dein Kind!... O mein Gott! nicht mein, sondern dein heiligster Wille geschehe!

Verbrecher und unbußfertige Sünder konnte Niemand besser zum Tode vorbereiten als er, so daß sie zum Henkertod so freudig wie zu einem Hochzeitmahle gingen.

Er konnte Kranke oder Schwermüthige um so besser trösten, weil er selbst in seiner Jugend, wie weiter oben berichtet wurde, schwere innere Kämpfe gelitten, auch während seines Aufenthalts in Padua und später als Coadjutor schwer krank gewesen war. In der letzten Krank-

heit hatte man alle Hoffnung auf eine Wiedergenesung bereits aufgegeben, und er selbst zweifelte nicht, daß er sterben werde. Da sagte er: „Es ist gleichgültig, ob wir heute oder morgen in die Hände der göttlichen Güte fallen. Wer frühe stirbt, hat weniger Rechenschaft für Andere zu geben. Besser ist es, schlafen im Schooße Christi, als wachen an einem andern Orte. Jene, die auf ihn hoffen, werden niemals zu Schanden werden. Lasset uns mit ihm sterben.“ Da man ihn erinnerte, daß er noch so jung sei und noch so Vieles im Dienste des Herrn leisten könne, entgegnete er: „Unser Heiland ist noch jünger gestorben, er weiß am besten, wenn es Zeit ist, die Früchte einzusammeln. Er soll unser Leitstern sein in der Krippe und auf dem Kalvarienberge. Wer ihm nachfolgt, wird nicht in Finsterniß wandeln, sondern das Licht des Lebens haben.“

Wenn die Heiligen sich auch in allen Tugenden ausgezeichnet und Christo ähnlich zu werden getrachtet haben, so war doch den meisten von ihnen eine oder die andere Tugend eine Lieblingstugend, in der sie es zu einer ganz besondern Meisterschaft brachten. Diese dem hl. Bischofe von Genf eigenthümliche Haupttugend war die Sanftmuth. Zweiundzwanzig Jahre lang hatte er nach seiner eigenen Erzählung sich viele Mühe gegeben, sie sich anzueignen; aber seine Mühe war nicht vergebens. Die Sanftmuth, so sehr er früher mit Versuchungen zum Zorn und augenblicklichen Gemüthsaufwallungen zu kämpfen gehabt hatte, wurde ihm zuletzt zur zweiten Natur. Er sagte darum, wenn man mit Widerreden, Zank und Streit ihn belästigte, genieße er einen so sanften Frieden, wie kaum je

sonst und er nehme daraus ab, daß seine Seele fest in seinem Gott stehe. Das beste Mittel gegen die Aufwallungen der Ungeduld fand er in einem sanften, ruhigen Stillschweigen. So wenige Worte, meinte er, als man auch rede, so schleiche sich die Eigenliebe doch ein und man thue Aeußerungen, die das Herz vierundzwanzig Stunden mit Bitterkeit erfüllen.

Eine Folge seiner Sanftmuth war es, daß er täglich Jedermann Audienz gab und alle Reden von oft sehr lästigen Leuten nachsichtig anhörte. Besonders plauderten Weibspersonen oft lange. Er pflegte dann stille da zu stehen, ohne ein Wort zu sagen, bis ihre Reden ganz zu Ende waren.

Gegen seine Diener bediente er sich nie der Droh- oder Strafreden, sondern wenn er ihnen einen Verweis zu geben hatte, that er es mit einer solchen Anmuth, daß sie beschämt sich sogleich besserten. Er sagte: „Man darf zwar ihre Fehler, besonders die größern, nicht ungeahndet lassen, aber man muß auch bedenken, welche Dienste sie uns leisten, sich mit ihnen zufrieden zeigen, Vertrauen auf sie setzen, in der Noth ihnen beistehen und ihnen zur Beförderung behülflich sein."

Eine Person lästerte ihn einmal ohne Unterlaß. Nachdem er länger geschwiegen hatte, entgegnete er sanft: „Wisset wohl, wenn Ihr mir ein Auge ausstoßen würdet, würde ich Euch mit dem andern als meinen besten Freund ansehen."

Einst kam ein angesehener Herr und verlangte, daß der Heilige einem gewissen Priester eine bestimmte Pfründe verleihe. Er entgegnete, er müsse dazu die von ihm be-

stellten Richter vernehmen und ihn zuerst prüfen lassen; zeige er sich würdig und fähig, so werde er die Pfründe erhalten. Der genannte Herr, wohl wissend, daß sein Günstling bei der Prüfung schlecht bestehen werde, sagte ganz zornig, er suche leere Ausflüchte, sei ein Heuchler und stieß Drohungen gegen ihn aus. Ja er erlaubte sich Aeußerungen gegen ihn, die man nicht niederschreiben darf. Der Heilige blieb ganz ruhig und mit freundlichem Angesichte stehen, wie der Fels am Meer, wenn die Wogen brandend daran anprellen. Endlich suchte er ihn mit freundlichen Worten zu besänftigen. Aber vergebens. Er sei kein altes Weib oder Kind, sagte dieser, daß er sich so abspeisen lasse. Nachher erklärte der Heilige einem Priester, der den ganzen Vorfall mit angesehen hatte, er habe sich im Geiste die sonstigen guten Eigenschaften dieses Herrn und die ihm bisher von ihm bewiesene Freundschaft vorgestellt und so sich von allem Verdrusse frei erhalten. Der Edelmann erkannte bald darauf, wie ungeziemend er sich betragen hatte, kam zu dem Heiligen und bat ihn mit vielen Thränen um Verzeihung.

Der Senat von Chamberi entzog ihm einst, als er daselbst eben die Fastenpredigten hielt, seine Einkünfte. Dem Ueberbringer dieses Beschlusses sagte er, ohne daß nur das geringste Zeichen eines Unwillens an ihm merkbar wurde: ein Bischof müsse vom Zeitlichen ganz unabhängig sein, und ohne eine Beschwerde gegen diesen ganz ungerechten Senatsbeschluß beim Herzog einzulegen, fuhr er fort, seine Predigten zu halten, als ob man ihm eine Ehre erwiesen hätte. Der Senat erkannte indeß sein Unrecht alsbald und nahm seinen Beschluß zurück.

Am Glänzendsten bewies er seine Sanftmuth gewöhnlich gegen Sünder, mit denen er eine mehr als menschliche Nachsicht hatte. Eines Tages beichtete ihm eine sehr lasterhafte Person, ohne irgend ein zu einer gültigen Beicht nothwendiges Erforderniß zu besitzen als das Sündenbekenntniß. Da weinte der Heilige. Das Beichtkind fragte ihn, ob ihm etwas fehle. „Nein, mein Bruder", erwiderte er, „ich bin gesund, aber ich weine über Euern Zustand." Dieser fuhr fort, ohne das mindeste Zeichen der Reue, fast in spaßhaftem Tone, abscheuliche Laster zu bekennen. Da fuhr der Heilige fort, noch mehr zu weinen. Der Sünder fragte nochmals, warum er so weine. „Ach Bruder", entgegnete er, „weil Ihr nicht weinet." Da sprach dieser: „Ich Elender bin kalt wegen meiner Laster und dieser Gerechte weint über sie", und es brach auch sein Herz; er weinte mit, empfing die hl. Sakramente mit großer Zerknirschung und führte fortan ein sehr bußfertiges Leben. In spätern Jahren aber erzählte er diesen Vorfall mit dem Beifügen: „Andere Sünder werden von den Beichtvätern zum Weinen bewogen, ich aber habe den Beichtvater zum Weinen gebracht."

Eine Standesperson legte gleichfalls einmal eine Beicht bei Franz v. Sales ab und klagte sich sehr beschämender Sünden an. Dann sagte sie: „Mein Vater, für was werden Sie mich in Zukunft halten?" Für eine Heilige, erwiderte der Bischof; denn durch das heilige Bußsakrament trete sie ja ganz in den Stand der Heiligkeit. „Aber was werden Sie doch zu meinem bisherigen Leben sagen?" „Gar nichts", entgegnete er; „abgesehen

davon, daß es ganz verboten ist, davon zu reden, werde ich an diese Sünden, die jetzt vergeben und nicht mehr, die ein Nichts sind, nicht einmal mehr denken."

Einst hatte er sich genöthigt gefunden, einen gar zu ärgerlich lebenden Geistlichen einsperren zu lassen. Nach einigen Tagen der Strafe aber verlangte derselbe reumüthig vor dem Bischof erscheinen zu dürfen. Dieser willfahrte seiner Bitte. Der Geistliche kam, warf sich ihm zu Füßen, bat reumüthig um Verzeihung und versprach Besserung. Nun ließ sich auch der Bischof auf die Kniee nieder, weinte und sagte: „Ich bitte Sie, daß Sie sich erbarmen wollen der Kirche, der Priesterschaft, der ganzen Diözese und Ihrer eigenen armen Seele, und ermahne Sie im Namen Jesu Christi, daß Sie sich durch eine wahre Buße mit Gott versöhnen." Dieser sündhafte Priester gab fortan ein sehr erbauliches Beispiel. Die öffentliche Wirksamkeit, die Franz als Bischof an den Tag legte, war nicht minder ausgezeichnet, als sein Privat- und Seelsorgerleben.

Während Bischöfe oft sehr selten predigen, da sie von ihren Amtsgeschäften stark in Anspruch genommen werden, hielt unser Heiliger gerade das Predigtamt für einen Hauptberuf und predigte an Sonn- und Festtagen, wie auch während der Fasten und Adventszeit regelmäßig. Dabei suchte er keineswegs den Beifall der Zuhörer, sondern ihr Seelenheil; darum predigte er viel lieber den Bauern oder gemeinen Leuten, welche ihn weniger lobten, als den Bewohnern der Städte. Als er im Jahr 1619 zu Paris war, strömte eine solche Menge Volkes zusammen, um seine Vorträge zu hören, daß er sich genöthigt

sah, des Tages zweimal zu predigen. Da erinnerte ihn einer seiner Freunde, daß er doch mehr auf seine Gesundheit Rücksicht haben und sich besser schonen solle. Er entgegnete: „Ich bin als Hirt und Verkündiger des Evangeliums aufgestellt worden. Soll nicht Jeder das ihm angewiesene Werk vollführen? Uebrigens wundert es mich, daß die Pariser meinen Predigten so fleißig zuströmen, da sie sich weder durch hohe Gedanken noch durch einen schönen Styl auszeichnen." Der Freund erwiderte: „Glauben Sie, man suche Beredsamkeit in Ihren Predigten? Es genügt schon, Sie nur auf der Kanzel zu sehen. Ihr Herz spricht aus Ihrem Angesicht und Ihren Augen, wenn Sie nur das Vater unser beten. Sie haben eine Art eigener Redekunst, deren Wirkungen wunderbar sind." So verhielt es sich wirklich; das Wort Gottes ist, möchte man sagen, Gottes Wort nur im Munde der Heiligen. So pflegte das Volk zu Rom, als der von Franz von Sales sehr hochgeschätzte, 1556 verstorbene hl. Ignatius dort predigte, auch zu sagen, daß das Evangelium in seinem Munde, wenn er es noch so einfach vortrage, eine ganz besondere Kraft habe.

Da der Heilige, wie einst der Apostel Paulus, Allen Schuldner zu sein glaubte, nahm er öfter Anträge von Außen an und hielt in verschiedenen Städten Fest- und Adventspredigten, obwohl er sonst sehr auf die Residenzpflicht Rücksicht nahm und ohne Noth Annecy nie verließ. So hielt er Fastenpredigten in Dijon, Chamberi, Grenoble, Paris u. s. w. Ueberall drängte sich das Volk zahlreich zu seiner Kanzel, viele Sünder und Calvinisten wurden

durch ihn bekehrt und viele Schwache in der Tugendübung gekräftigt.

Als ein calvinistischer Prediger in Grenoble bemerkte, wie seine Pfarrkinder ihn in ihrer Kirche fast allein ließen und den Predigten des Fürstbischofs von Genf zueilten, ereiferte er sich sehr gegen ihn und forderte ihn zu einer Religionsdisputation heraus. Da sich derselbe aber dazu sehr bereitwillig erklärte, stand er furchtsam wieder davon ab. Besonders verdroß es jedoch die Protestanten, daß der Marschall Lesdigniers, ein Anhänger ihres Glaubens, nicht nur den Predigten des Heiligen sehr fleißig beiwohnte, sondern ihn auch oft in seiner Wohnung besuchte und sich in Religionsgespräche mit ihm einließ. Sie ließen ihm darum Vorstellungen machen, was aber nur zur Folge hatte, daß er den Heiligen noch fleißiger besuchte. Als er später Großconnetable wurde, legte er das katholische Glaubensbekenntniß ab (1622).

Es ist schon erwähnt worden, daß Franz, als er noch Coadjutor war, sich in Paris mit König Heinrich IV. wegen Bekehrung der zu seiner Diözese gehörenden Landschaft Gex besprach. Als er Bischof geworden war, begab er sich mit mehreren Geistlichen dahin und brachte es, obwohl man ihm viele Hindernisse in den Weg legte und ihm sogar nach dem Leben stellte, so weit, daß diese ganze Landschaft katholisch wurde. Er gab dann den einzelnen Gemeinden eifrige Seelsorger und befestigte sie dadurch in ihrem neuen Glauben.

Nicht bloß mündlich jedoch, sondern auch schriftlich suchte der hl. Bischof Seelen zu leiten. Darum verfaßte er mehrere Werke, unter denen vor Allem die Anleitung

zum geistlichen Leben (Introduction à la vie devote) zu erwähnen ist. Dieses Buch wurde schon zu seinen Lebzeiten in viele Sprachen übersetzt und erschien in diesen verschiedenen Sprachen bis gegenwärtig immer in neuen Auflagen. So kamen z. B. in neuester Zeit bei drei Buchhandlungen drei verschiedene deutsche Uebersetzungen heraus. Das Buch heißt auch öfter Philothea, weil der Heilige sich darin an eine gottliebende Person (das heißt Philothea in der deutschen Sprache) wendet und ihr Anleitung gibt, wie sie (außer dem Kloster) ein frommes Leben führen könne. Das Büchlein enthält in einer meisterhaften, populären Darstellung die wichtigsten Tugenden, die ein frommer Christ üben soll, sowie Regeln für das gottselige Leben. Es ist sehr praktisch und, weil es weniger das innere mystische Geistesleben und die Ascese vollkommenerer Christen behandelt, für Jedermann, den Welt- und Geschäftsmann, den Gebildeten und den Landmann höchst nützlich. Darum hat außer der Nachfolge Christi, die indessen nicht so praktisch und mehr Gebetbuch, daher ihrem Inhalte nach auch nicht so leicht zu behalten ist, wohl kein derartiges Buch so viele Leser gefunden, wie diese ursprünglich nur für eine Person verfaßte Anleitung zum frommen Leben. Heinrich IV. las sehr häufig darin und fand an seinem Inhalte das größte Vergnügen. Die Königin Maria von Medicis schätzte es nicht minder hoch und sandte ein prächtiges Exemplar davon an den englischen protestantischen König Jakob I., *)

*) Heinrich VIII. regierte in England, als die Reformatoren in Deutschland und der Schweiz ihre neuen Lehren verbreiteten. Er schrieb gegen sie, ließ sich aber vom Parla-

der es sehr lobte und seine Bischöfe fragte, warum sie nicht auch so salbungsreiche Schriften verfassen könnten. Von mehreren Seiten rieth man dem Heiligen, die Feder in Zukunft nicht mehr zu ergreifen, da es nicht möglich sei, noch etwas Besseres zu schreiben. Aber er sagte: „Wenn Gott diese meine geringe Arbeit segnete, warum soll ich das bei Abfassung eines neuen Werkes nicht abermals hoffen dürfen?" Er gab auch wirklich darauf die Abhandlung über die Liebe Gottes heraus, in der sich eine große Gelehrsamkeit und eine tiefe Kenntniß der innern Geisteszustände offenbart. Diese Schrift ist nicht für Jedermann verständlich, sie wurde aber gleichfalls so geschätzt, daß der General der Karthäuser, der ihm gerathen hatte, nachdem er die Philothea gelesen, er solle nun nichts mehr schreiben, ihm jetzt rieth, noch recht viel zu schreiben, da sein letztes Werk dieselbe noch übertreffe. Ebenso fand sich Jakob I. durch dieses Werk so angesprochen, daß er ein lebhaftes Verlangen empfand, den Verfasser desselben sehen zu können. Als dieses Franz hörte, wünschte er, nach seiner Insel, die einst so fruchtbar an Heiligen war, zu eilen, um mit Gefahr des Lebens dort das Wort Gottes zu verkünden

---

mente zum Oberhaupt der Kirche Englands erklären, auch die Ehe ließ er als auflösbar erklären. Weil ihm der Pabst nicht gestattete, bei Lebzeiten seiner Gemahlin sich zu verehelichen, trennte er sich von Rom. Seine Tochter Elisabeth ging noch weiter (1558—1602); sie setzte alle katholischen Bischöfe ab und führte die Lehre Calvins mit Gewalt ein. Doch behielt sie Bischöfe und manche katholische Gebräuche bei, erklärte sich indessen selbst als Oberhaupt der Kirche. Jakob I. war ihr Nachfolger.

und deren irrende Einwohner wieder zur katholischen Kirche zurückzuführen.

Er verfaßte noch manche andere Schriften, die M. Sintzel, ehemaliger Beichtvater der barmherzigen Schwestern in München, herausgab, schrieb überdies viele Briefe, die gesammelt und dem Drucke übergeben wurden. Auch enthält das von J. P. Camus, den er 1606 zum Bischof in Belley geweiht hatte, und der sehr viel mit ihm in Berührung gekommen war, verfaßte Buch: „Geist des hl. Franz von Sales, Bischofs und Fürsten zu Genf" eine Menge von Aussprüchen, Urtheilen, Erzählungen und Handlungen des Heiligen und hat bei uns so viel Beifall gefunden, daß es bis auf diese Zeit wiederholt in die deutsche Sprache übersetzt wurde.

Franz von Sales wußte gar wohl, daß er, um in seiner Diözese des Guten recht viel zu wirken, vorzüglich tüchtige und eifrige Seelsorger nöthig habe. Darum ließ er es sich sehr angelegen sein, solche zu bilden und war sehr behutsam, daß er keinem unwürdigen Aspiranten die Hände auflege. Deßgleichen sah er sehr darauf, daß er geistliche Pfründen nur an sehr würdige und fähige Priester vergebe und setzte darum eine eigene Prüfungscommission ein, welche die Bewerber sorgfältig examiniren und ihren Wandel untersuchen mußte. Er war selbst Mitglied dieser Commission, aber er vergab die Pfründen nur nach der Stimmenmehrheit. Allen Geistlichen gebot er strenge Residenz zu halten, alle Sonn- und Feiertage zu predigen und den Katechismus zu erklären. Doch wollte er nicht, daß die Predigten über eine halbe Stunde dauern, da das gemeine Volk kürzere Predigten viel bes-

ser fassen könne. Damit die hl. Sakramente erbauend und gleichförmig in der ganzen Diözese gespendet werden, gab er ein sehr treffliches Ritual heraus und um den priesterlichen Geist lebendig zu erhalten, versammelte er den Klerus nach dem Vorgange des hl. Karl Borromäus öfters zu den sogenannten Conferenzen.

Fehlerhafte Priester wies er liebreich zurecht; half dies nicht, so strafte er sie, und führte dies auch nicht zum Ziele, so entsetzte er sie ganz. Doch kam dies selten vor, da er die Gabe hatte, Fehlenden so ans Herz zu sprechen, daß sie ganz gerührt in sich gingen. So erzählt der Bischof von Belley einen Fall, wo ein Priester solches Aergerniß gegeben hatte, daß man durchaus auf seine gänzliche Entsetzung antrug. Der Heilige ließ ihn zu sich kommen und führte ihn in der Weise zur Kenntniß seiner Verfehlungen, daß er unter vielen Thränen niederfiel und um strenge Bestrafung, ja förmliche Entsetzung bat. Der Heilige schickte ihn wieder auf seine Pfründe, und er lebte so erbaulich und war so eifrig in seinem Berufe, daß ihn seine ganze Gemeinde sehr lieb gewann.

Wenn wir diese Bemühungen des hl. Franz und zugleich sein eigenes ausgezeichnetes Beispiel, durch das er wohl noch mehr wirkte als durch seine Lehre, betrachten, so werden wir dem Bischof Camus gerne glauben, wenn er behauptet, er habe in keiner Diözese einen Klerus gefunden, der sich an Frömmigkeit des Wandels und Berufseifer dem der Diözese Genf hätte an die Seite stellen dürfen. Der Würdigste aber unter den Würdigen war sein eigener jüngerer Bruder, Johann Franz von Sa-

les, der darum auf den Rath des Erzbischofs Friedrich Borromäus zu seinem Coadjutor ernannt wurde, und ihm auf dem bischöflichen Stuhle nachfolgte.

Welchen Einfluß er auf den Klerus hatte, geht daraus hervor, daß, als er einst alle Pfründenbesitzer zusammen berief, um eine Beisteuer zu einem Kriege des Landesfürsten, zu deren Bezug dieser durch ein päbstliches Breve ermächtigt worden war, zu verlangen, diese, da er selbst voranging und von seinem geringen Einkommen unverhältnißmäßig viel gab, insgesammt beisteuerten, obwohl es sie hart ankam.

Der Obrigkeit war er überhaupt pünktlich gehorsam und erwies ihr große Ehre und Achtung; darum stand er auch bei den Fürsten und ihren Dienern im hohen Ansehen; doch hielt er sich ohne Noth nie bei Hofe auf und mischte sich nie in Staatsangelegenheiten, da er der Meinung war, daß dies für einen Bischof nachtheilige Folgen habe.

Unter seine Untergebenen zählte der heilige Fürstbischof auch mehrere Ordensgenossen, darum widmete er seine Hirtensorge auch ihnen, indem er in mehreren Klöstern die gefallene Ordenszucht wieder herstellte. Außer diesem aber hat er einen eigenen Orden gestiftet, von dem etwas ausführlicher geredet werden muß.

Stiftung des Ordens der Salesianerinnen oder Frauen von der Heimsuchung.

Der Heilige tadelte es, daß manche Frauenorden reich waren, und daß man von Personen, welche in sie eintreten wollten, eine ziemlich große Mitgift forderte. Dadurch meinte er, würden die Armen, die oft gerade die würdigeren und von Oben berufenen Mitglieder wären, ausgeschlossen. Nicht minder sprach er sein Mißfallen darüber aus, daß die Frauenklöster häufig exemt, d. h. der Aufsicht der Bischöfe enthoben wären, und lobte es, daß in Italien, besonders seitdem das Conzilium von Trient geschlossen wurde, die Orden den Bischöfen untergeben wurden. Auch hielt er jene Orden, die sich mit der Arbeit, dem Unterrichte der Kinder, der Krankenpflege, überhaupt mit Ausübung der werkthätigen Nächstenliebe beschäftigen, vorzüglich in Ehren. „Wenn ich die Wahrheit reden soll", sagte er einmal, „so gefallen mir unter allen Versammlungen von Jungfrauen am Meisten die Hospitalitinnen, die Ursulinerinnen und die von der Congregation der hl. Jungfrau, deren Obliegenheit es ist, die kleinen Kinder zu unterrichten; denn diese leben wahr-

haft von der geistlichen und leiblichen Arbeit.“ Indessen, obwohl ihm die mehr praktischen Orden gefielen, so meinte er doch, daß sie nicht vollkommen genügen, indem manche Personen weiblichen Geschlechts, welche die geistlichen Räthe zu befolgen und ein vollkommeneres Leben zu führen wünschen, als man in der Welt zu führen pflegt, in keinem der bestehenden Orden Aufnahme finden könnten, nämlich Wittwen, ältere Jungfrauen und kränkliche und schwächliche Personen. Er dachte darum darauf, einen Ordensverein zu gründen, in welchem Personen der genannten Art eintreten könnten, und weil ihm daran gelegen war, daß sie werkthätige Nächstenliebe übten, so wollte er ihnen zur Aufgabe machen, Kranke zu besuchen und die übrigen Werke der Barmherzigkeit zu verrichten. Dabei sollten sie arm sein, keine Klausur, auch keine außerordentliche Kleidung haben; es sollte genügen, wenn sie dunkle Stoffe trügen und die Hoffahrt vermeiden. Fasten wollte er außer dem von der Kirche allen katholischen Christen anbefohlenes keines vorschreiben, noch andere Kasteiungen, weil ältere Personen nicht im Stande sind, dabei Abtöd-tungen zu ertragen; dagegen wollte er sehr auf die innere geistige Abtödtung dringen.

Während er nun mit sich über die Gründung eines solchen Vereins schon im Reinen war, sah er, daß um einen solchen zu gründen, es vorzüglich einer von Oben berufenen, zu einer Oberin geeigneten, frommen Frauensperson bedürfe, die allen Schwierigkeiten, die bei der Unternehmung eines solchen Werkes sich voraussichtlich zahlreich einstellen würden, gewachsen wäre.

Diese Person fand er in Dijon, als er dort 1604 die Fastenpredigten hielt. Wir müssen sie etwas Näher kennen lernen. Sie heißt Johanna Franziska von Chantal, geb. Fremiot. Sie war verehelicht mit dem Freiherrn von Chantal und machte sich durch eheliche Liebe und Treue, durch Klugheit und Sanftmuth, sowie durch ein sehr liebenswürdiges Betragen ihrem Gemahl äußerst schätzbar. Gott erhielt vier von ihren Kindern am Leben, die sie nach dem Beispiele der vortrefflichsten Mutter aller Zeiten erzog, was ihr um so mehr möglich war, weil sie nebst hohen Tugenden auch große Talente und eine bei ihrem Geschlecht seltene Bildung des Geistes besaß. Aber diese Kinder verloren den Vater, noch ehe ihre Erziehung vollendet war, indem derselbe eines Tags auf der Jagd erschossen wurde. Johanna Franziska ertrug diesen Schlag mit der Starkmuth eines Job, indem sie mit diesem großen Dulder sprach: Gott gab mir diesen theuern Gemahl, er hat mir ihn genommen; sein Name sei gepriesen, möge Gott mir nun Alles sein!

Sie entschloß sich nun, ganz Gott zu dienen und entsagte zu diesem Zwecke jeder Wiederverehelichung. Um Jesus nie zu vergessen, schrieb sie seinen Namen mit einem glühenden Eisen auf die Brust. Ihre Dienstboten entließ sie beschenkt, bis auf einige wenige, ihren Kleiderschmuck gab sie den Armen und gelobte, fortan nur wollene Kleider zu tragen. Ihre Zeit brachte sie nur mit dem Unterrichte ihrer vier Kinder, der Arbeit und Gebet zu und verließ ihre Wohnung sehr selten.

Johanna Franziska wünschte ein frommes Leben zu führen und einen Mann zu finden, der sie hierin leiten

könnte. Da nun Franz von Sales zu Dijon die Fastenpredigten hielt; fand sie sich auch als Zuhörerin ein und eine innere Stimme schien ihr zu sagen, dies seie der Mann, den ihr Gott zum geistlichen Vater bestimmt habe. Sie traf dann mit ihm im Hause des Vaters, des Präsidenten Fremiot, zusammen. Der Heilige fand an ihr eine Person von einer seltenen Opferwilligkeit und Energie, von einem lebhaften, sehr geweckten Geist und einem nur gar zu hastigen Eifer für das Gute. Er erkannte, daß sie die Person wäre, welche er für seinen neuen Orden suche. Bei einem der ersten Gespräche fragte er sie, ob sie mit einer Haube ohne Spitzen und einem Halstuche ohne Krausen nicht genug gekleidet sei? Da schnitt sie sogleich mit einer Scheere die Krause weg und trennte dann zu Hause die Spitzen ab. Der Heilige unterwarf sie dann noch mehreren Prüfungen, und sie machte sehr schnelle Fortschritte in der Vervollkommnung und sprach das Verlangen aus, in einen Orden zu treten. Er schlug ihr den der Hospitalitinnen, Clarissinnen und Carmeliterinnen vor. Jeder, sagte sie, wäre ihr recht, den er ihr anrathe.

Nachdem er sie genugsam geprüft hatte, theilte er ihr sein Vorhaben wegen eines neu zu gründenden religiösen Vereins mit und sie gab voll Freude ihre Zustimmung, in denselben zu treten. Dann wandte sie sich an ihren Vater und erklärte ihm: seit dem Tode ihres Gemahls fühle sie einen unwiderstehlichen Drang, die Welt zu verlassen und künftig nur Gott zu leben; sie glaube, dem Rufe von Oben nicht länger widerstreben zu dürfen. Ihre älteste Tochter sei verheirathet, die beiden jüngern

leben in einem geistlichen Hause, das für sie eine Schule der Tugend sei. Ihren Sohn aber habe er selbst in sein Haus zu sich genommen, und so sei er gut versorgt. Sie bitte ihn nun, ihr zu gestatten, daß sie dem inneren Rufe folge.

Der Greis umarmte sie unter Thränen und sagte: „Achtest du einen Vater, der dich immer so zärtlich liebte, so gering? Laß mich doch zuvor sterben, du wirst darauf nicht lange warten dürfen, dann kannst du ja thun, was du willst." Er konnte sich noch nicht entschließen, seine Einwilligung zu ihrem Gesuche zu geben; doch aber, nachdem er sich mit ihrem Bruder, dem Erzbischofe von Bourges, und dem hl. Fürstbischofe von Genf, der bei ihm in hohem Ansehen stand, besprochen hatte, erklärte er: „Ich sehe wohl, ich muß mich zu diesem grausamen Opfer entschließen. Es wird mir mein Leben kosten, aber wer bin ich, o mein Gott, daß ich deinem Willen im Geringsten widerstreben könnte!"

Das Härteste war übrigens für Johanna Franziska der Abschied selbst, bei dem eine für ein Mutterherz äußerst schmerzliche und ergreifende Scene vorfiel, ohne daß jedoch diese starkmüthige Frau, die von Gott berufen war, noch vielerlei Stürme auszustehen, sich aus der Fassung bringen ließ. Ihr einziger, damals fünfzehnjähriger hoffnungsvoller Sohn nämlich fiel ihr, als sie Abschied nahm, um den Hals und hielt sie dann am Arme, ihr Alles vorhaltend, um sie zu bewegen zu bleiben, was kindliche Liebe ihm eingeben konnte. Sie suchte ihn mit Zärtlichkeit zu trösten und entwand sich sanft seinen Händen, um bei dem Vater Abschied zu nehmen. Da alle Be-

mühungen des Jünglings umsonst waren, that er noch einen letzten Schritt. Er legte sich nämlich der Länge nach an der Thürschwelle nieder, über welche sie gehen mußte. „Wenn Ihr Euch nicht zurückhalten lasset, so werdet Ihr wenigstens den Leib Eures einzigen Sohnes mit Füßen treten müssen, ehe Ihr ihn verlasset", sagte er. Da konnte sie die Thränen nicht mehr zurückhalten und blieb einige Augenblicke unentschlossen stehen; dann aber faßte sie sich, schritt über das Kind hin und eilte zum Vater, um seinen Segen zu erflehen. Dieser umarmte die geliebte Tochter unter vielen Thränen, und die Augen zum Himmel erhebend, rief er laut: „O mein Gott, welch' ein Opfer forderst du von mir. Doch du willst es, ich übergebe dir darum dieses werthe Opfer. Nimm hin die Tochter und sei du der ganze Trost des Vaters."

Beim Hinausgehen fand sie viele Verwandte, Freunde und das Gesinde versammelt, welche die Vorstellungen, die ihr der Vater und Sohn gemacht hatten, wiederholten. Der Anblick dieser weinenden theuren Personen entlockte auch ihr Thränen. Aber damit es nicht den Anschein gewinne, als bereue sie ihren Schritt, nahm sie plötzlich wieder eine heitere Miene an und sagte: „Man muß mir meine Schwachheit zu gut halten, ich entferne mich zwar von meinem Vater und meinem Sohne, aber sie und ich werden überall Gott finden."

Nachdem sie so dem Worte des Herrn gemäß: „Wer Vater und Mutter oder Sohn und Tochter mehr liebt als mich, ist meiner nicht werth und: Wer, nachdem er die Hand an den Pflug gelegt hat, wieder zurückschaut, taugt nicht für's Reich Gottes" — Gott Alles auf Erden

geopfert hatte und durch Nichts mehr gehindert wurde, ihr Leben seinem Dienste ungetheilt zu weihen, eilte sie nach Annecy zu dem hl. Franz von Sales und gründete dort den 6. Juni 1610 das erste Haus ihres neuen Vereins.

Dieses Gebäude wurde mit Zellen für die drei Schwestern versehen, mit welchen der Heilige die Einrichtung des Instituts begann; er schrieb dann eine Tagesordnung, schwarze Kleidung und verschiedene Geistesabtödtungen vor. Sie sollten täglich die Kranken besuchen und andere Werke der Barmherzigkeit üben, aber von der Klausur frei sein und unter ihrem Diözesanbischofe stehen.

Diese Gesellschaft wurde unter der Leitung einer so heiligen Vorsteherin, wie Johanna Franziska war, bald sehr beliebt und es meldeten sich viele Candidatinnen und in vielen Städten, z. B. Lyon, Grenoble, Chambery u. s. w. verlangte man die Gründung von Häusern derselben. Die Frauen fanden auch allenthalben Beifall, da sie streng an der Armuth hielten und sich durch ihre, gewisser Maßen vom Stifter ererbte Freundlichkeit, Demuth und Sanftmuth auszeichneten. Dieser pflegte ihnen zu sagen: Die Frauen von der Heimsuchung sollen allezeit mit großer Demuth von ihrer geringen Versammlung reden und alle andern Orden ihrem Institute vorziehen. Was aber die Liebe betrifft, soll ihre Gesellschaft den Vorzug haben. „Lasset uns bekennen, daß andere Versammlungen besser, reicher, aber ihre Glieder nicht liebenswürdiger seien als ihr.“ Franz sah darum schon bei der Aufnahme ins Noviziat auf sanftmüthige und demüthige Aspirantinnen und zog die Armen, die diese Eigenschaft besaßen, vor.

Da die Versammlung bisher nur eine Congregation, kein eigentlicher Orden war, die Mitglieder bloß einfache Ordensgelübde ablegten und keine Klausur hielten, befürchtete der Kardinal Masquemont, Erzbischof von Lyon, ein vertrauter Freund des Heiligen, die Zucht möchte nach dem Tode der hl. Johanna Franziska und bei größerer Verbreitung des Instituts erschlaffen, wenn keine feierlichen Gelübde abgelegt und keine Klausur gehalten würde, und schrieb darüber dem Heiligen seine Bedenken und Wünsche. Dieser fand sie gerechtfertigt und wählte darum eine bestimmte Ordensregel für die Schwestern; zuerst die des hl. Augustin, bei sorgfältigerer Erwägung der Sache hielt er aber die Regel des Jesuitenordens für zweckmäßiger und legte sie darum bei Abfassung der Statuten des neuen Ordens der Heimsuchung zu Grunde. In derselben hält er daran fest, daß vorzüglich ältere Personen und Wittwen in den Orden aufgenommen werden, läßt aber doch auch jüngere als zur Bedienung erforderlich zu. Das Brevier schrieb er nicht vor, sondern nur die tägliche Abbetung der kleinen Tagzeiten der seligsten Jungfrau. Er gestattete den Ordenshäusern auch einige Einkünfte, doch sollten die einzelnen Mitglieder so wenig etwas Eigenes besitzen, daß sie selbst ihre Zellen, Betten, Bücher, Kreuze und Rosenkränze jährlich wechseln mußten. Er schrieb auch (wie die Regeln der Gesellschaft Jesu) strengen Gehorsam vor, die Arbeiten, die zu übenden Werke der Barmherzigkeit sollte die Vorsteherin des Hauses für die Mitglieder bestimmen; sie verfügte über die Verwendung ihrer Zeit, ihr sollten sie selbst ihre Gedanken offenbaren.

Den Orden und seine neuen Regeln bestätigte nun Paul V. 1618 unter großen Lobsprüchen.

Als im Jahre 1619 der Heilige den so großen und doch bescheidenen Priester Vinzenz von Paul zu Paris kennen lernte, durchschaute er sogleich seine schöne Seele und erklärte einem Freunde, dieser Mann sei einer der heiligsten Priester, die er je gesehen habe. Er, wie die hl. Johanna Franziska glaubten auch, daß derselbe ganz vorzüglich geeignet sei, die Leitung des Klosters von der Heimsuchung, das eben in Paris gegründet worden war, zu übernehmen. Vinzenz meinte, er sei nur zur Leitung des Landvolks, roher Galeerensclaven u. s. w. berufen und zur Leitung so gottseliger Personen nicht fähig, verweigerte darum die Zustimmung zu dem Wunsche der beiden Heiligen. Aber Franz von Sales wandte sich jetzt an den sehr einflußreichen Kardinal und Erzbischof Retz in Paris und dieser gebot Vinzenz, den Auftrag anzunehmen. Er folgte nun und leitete die Frauen dreißig Jahre lang sehr gut, hielt streng auf die Beobachtung der Regel, besonders der Klausur, und war nach dem Tode des hl. Fürstbischofs von Genf gewisser Maßen dessen Stellvertreter und der Führer und Rathgeber der Oberin des ganzen Ordens, die ihn fast zwanzig Jahre lang aufs Zärtlichste verehrte. Im Jahre 1641 nämlich starb am 13. Dezember Johanna Franziska zu Moulin in Frankreich auf der Rückreise von Paris nach Annecy. Vinzenz von Paul sah ihre Seele und die des hl. Franz von Sales in den Himmel aufnehmen. Die Kirche verehrt Johanna Franziska als Heilige und hat ihr den 21. August als Gedächtnißtag bestimmt.

Als sie starb, zählte der Orden siebenundachtzig Klöster, vor der französischen Revolution hundertneunundneunzig, jetzt aber nur noch hundert und acht, welche der Karmeliter Karl vom hl. Alois in seinem Werke: „Die katholische Kirche in ihrer gegenwärtigen Ausbreitung auf der Erde“ alle aufzählt. Die gegenwärtige Zahl der Nonnen setzt er auf dreitausend an. Sie heißen Frauen von der Heimsuchung, doch noch öfter Salesianerinnen.

Die letzten Arbeiten und der Tod des Heiligen.

Im Jahre 1619 reiste der Prinz von Savoyen nach Paris, wo er sich mit Christina, der Schwester Ludwig XIII., verlobte. Er nahm den Fürstbischof von Genf als Begleiter mit. Da dieser ein Jahr zuvor seinen Bruder Johann Franz von Sales zum Coadjutor ernannt hatte und dieser die Verwaltung der Diözese besorgte, konnte er volle drei Monate in Paris bleiben, wo er sehr häufig predigte und zur Ausführung vieler guten Unternehmungen mit Rath und That beitrug. Der Kardinal Retz fand so viel Wohlgefallen an ihm, daß er ihn, nachdem der König freudig seine Einwilligung gegeben hatte, zu seinem Coadjutor und Nachfolger auf dem erzbischöflichen Stuhle ernennen wollte. Dagegen aber sträubte sich Franz so, daß der Kardinal von seinem Wunsche abstund. „Er habe nicht geglaubt", sagte er, „daß man ein armes Weib verlassen dürfe, um eine Reiche zu nehmen. Und wollte er die Seinige verlassen, so würde er das nicht thun, um eine andere zu nehmen, sondern um ganz frei zu werden; nach dem Rathe Pauli: Bist du ledig vom Weib, so suche kein Weib. Nachdem er seine ganze

Liebe seiner Kirche (seinem ersten Weibe) geschenkt habe, könne er zu keiner andern mehr eine Liebe tragen."

Der fromme und gelehrte Kardinal Bellarmin stand mit Franz in Briefwechsel. Er pflegte zu sagen, so oft er einen Brief des Heiligen lese, werde er mit solcher Bewunderung desselben erfüllt, daß er einen Augenblick Pabst zu sein wünsche, um ihn zum Kardinal machen zu können. Indessen hatte nicht bloß der gelehrte Jesuite und Kardinal Bellarmin diesen Wunsch. Auch die Päbste Clemens VIII. und Paul V. trugen ihm den Kardinalhut an; aber immer vergebens, da es bei ihm fest stand, Genf nicht zu verlassen, es sei denn, um sich ganz in die Einsamkeit zu begeben.

Dies letztere hatte er auch im Sinne und im Jahre 1622 schon alle Vorbereitungen getroffen, um nach seiner Rückkehr von Lyon, wohin er, wie sogleich erzählt werden wird, sich nach dem Wunsche des Herzogs von Savoyen begab, sein bischöfliches Amt niederzulegen. Er hatte nämlich eine zerfallene Kapelle an dem Ufer des Sees von Annecy wieder herstellen und daneben eine Einsiedelei mit fünf bis sechs Zellen bauen lassen. In der Nähe davon war ein Benediktinerkloster, in welchem er die Ordenszucht wieder hergestellt hatte. Da seitdem darin ein sehr guter Geist herrschte, hielt er sich gerne dort auf und nannte die Ordensgeistlichen nur seine Brüder und Söhne. Er pflegte zu dem Abte des Klosters öfters zu sagen: „Wenn ich mich in die Einsamkeit zurückgezogen habe, wollen wir Gott dienen mit unserm Brevier, unserm Rosenkranz und unserer Feder. Dort werden wir eine heilige Ruhe genießen und Gelegenheit haben, zur

Ehre Gottes und zur Unterweisung der Seelen zu Papier zu bringen, was ich schon seit dreißig Jahren in mir trage. Obwohl ich kein gutes Gedächtniß habe, so hoffe ich doch auf den göttlichen Beistand, daß heilige Gedanken vom Himmel in mein Inneres kommen werden, so zahlreich wie die Schneeflocken, die zur Winterszeit auf die Erde fallen. An diesem Orte will ich dann bleiben und meine Umwandlung erwarten." Dies war der Plan des Heiligen, der Plan Gottes aber mit ihm war ein anderer.

Er fühlte sich schon seit längerer Zeit kränklich, als 1622 der Herzog ihm die Einladung machte, sich mit ihm nach Avignon zu begeben, wo er Ludwig XIII., der eben einen glänzenden Sieg über die Huguenotten erfochten hatte, beglückwünschen wollte. Er begleitete den Herzog dahin.

Während jedoch der französische König einen prächtigen Einzug hielt, betete er und versagte sich den Anblick dieser irdischen Pracht. Er mußte von da den Hof nach Lyon begleiten. In Folge der Zusammenkunft zweier Höfe daselbst war ein großes Gedränge und Mangel an Wohnungen. Indessen hätten es die angesehensten Bewohner der Stadt und unter ihnen der Statthalter der Provinz sich zur Ehre gerechnet, einen so geachteten Bischof in ihre Wohnungen aufzunehmen und ihm einige Zimmer zu seiner Verfügung zu stellen. Er ging auf ihre Wünsche aber nicht ein, sondern erwiderte, er habe es sich vorgestellt, daß es schwer fallen werde, eine Wohnung zu finden und darum bei Zeiten sich um eine bequeme Herberge umgesehen.

Es zeigte sich, daß diese bequeme Wohnung in einer Kammer bei dem Gärtner der Salesianerinnen bestand, aus welcher er sich nicht mehr bringen ließ.

Obwohl er schon krank war, predigte er doch wiederholt in der Kirche der Jesuiten; denn er hatte eine große Verehrung für diesen Orden, dem er seinen Unterricht und seine Erziehung vorzüglich zu verdanken hatte und dessen Mitglieder sich damals eben so wohl durch ihre Gelehrsamkeit als durch ihre Frömmigkeit auszeichneten.

Am Weihnachtsvorabende weihte er ein Kreuz, welches die Königin Mutter hatte errichten lassen und hielt eine salbungsvolle Predigt. Am Feste selbst hörte er den Prinzen von Piemont und seine Gemahlin Beicht und reichte ihnen die hl. Communion; darauf gab er zwei Nonnen von der Heimsuchung den Schleier und hielt die Festpredigt.

Obwohl er ahnte, daß sein Tod nahe sei und dieß auch aussprach, behielt er doch seinen gewöhnlichen heitern Humor bei; denn er hatte ein großes Vertrauen auf die Barmherzigkeit Gottes, war schon lange so vorbereitet auf den Tod, daß er jeden Tag selig sterben konnte, und hatte ein fleckenloses Gewissen und einen reinen Wandel hinter sich.

Am Festtage des hl. Stephanus fühlte er ein heftiges Drücken; auch verschwand das Augenlicht; doch brachte er das heiligste Opfer wie gewöhnlich dar und machte noch mehrere Geschäftsgänge. Insbesondere besuchte er, weil er am nächsten Tage abreisen wollte, den Prinzen von Piemont und seine Gemahlin, um sich bei

ihnen zu beurlauben und einige kirchliche Angelegenheiten zu bereinigen.

Er kam ganz ermattet heim, schrieb aber noch einige Empfehlungsbriefe und empfing einige Personen, die sich bei ihm verabschieden wollten.

Die Ermattung wurde nun so bedeutend, daß er es für nöthig hielt, sich zu Bette zu legen, wo ihn alsbald ein Schlagfluß traf.

Kaum hatte sich die Kunde, daß der Fürstbischof von Genf schwer erkrankt sei, in Lyon verbreitet, so eilten Prälaten und Weltgeistliche herbei, um ihn noch einmal zu sehen. Der Herzog von Nemours, der am Podagra litt, ließ sich sogar zu ihm tragen. Derselbe hatte ihn früher verfolgt, aber später war er sein größter Bewunderer und Verehrer geworden.

In den sämmtlichen zahlreichen Kirchen der großen Stadt wurden Betstunden für seine Wiedergenesung gehalten.

Unterdessen war Franz vollkommen gefaßt und verlangte aufgelöst zu werden. Entflammt von dem Feuer der göttlichen Liebe, sprach er: „Mein Herz und mein Fleisch haben sich in dem lebendigen Gott erfreut. Wann werde ich vor seinem Angesichte erscheinen? Zeige mir, o Geliebter meines Herzens, den Ort, wo du ruhest.“

Das hl. Sakrament der Buße und der letzten Oelung empfing er sogleich beim Anfalle der Krankheit; dagegen konnte er das hl. Abendmahl wegen häufigen Erbrechens nicht nehmen.

Man legte ihm hierauf ein Zugpflaster auf und berührte seinen Kopf und Nacken mit einem glühenden Eisen.

In Folge hievon wurden die Schmerzen so heftig, daß sie ihm Thränen auspreßten. Aber er betete fortwährend: „Wasche mich, o Herr, von meinen Sünden und nimm meine Missethat von mir; reinige mich mehr und mehr."

„Was soll ich hier thun, o Gott, entfernt und getrennt von dir?"

Die Umstehenden weinten Alle. Da er dieß beobachtete, sagte er zu ihnen: „Weinet nicht, meine Kinder! Oder soll denn nicht der Wille Gottes erfüllt werden?"

Der Pater Ferriais, ein Jesuite, der nicht mehr von seiner Seite kam, betete ihm die Worte des sterbenden hl. Bischofs Martinus vor: „Herr, wenn ich deinem Volke noch länger nothwendig bin, scheue ich die Arbeit nicht." Obwohl er mit dem hl. Martin verglichen werden durfte, der ihm so ähnlich war, so betete er diese Worte doch nicht nach, sondern sagte: „Ich bin weiter nichts als ein unnützer Knecht, dessen weder Gott noch das Volk bedarf."

Dagegen betete er freudig noch die Gebete, in denen die unbedingte Ergebung in Gottes Willen, Vertrauen auf dessen Barmherzigkeit, innige Liebe und Aufopferung seines Leibes und Lebens ausgesprochen wurde.

Als ihm ein anderer Jesuite die Worte vorsprach: „Heilig, heilig, heilig ist der Herr Gott der Heerschaaren, die ganze Welt ist seiner Herrlichkeit voll", wiederholte er sie lange und schien ganz in Bewunderung und Anbetung der göttlichen Majestät versunken zu sein.

Zuletzt verlor er die Sprache, und man konnte nur daraus, daß er die Lippen von Zeit zu Zeit bewegte und seine Augen zum Himmel wendete, erkennen, daß er noch am Leben sei.

Endlich am Feste der unschuldigen Kinder entschlief er, als man bei Abbetung der Allerheiligen-Litanei an die Worte: „Heilige unschuldige Kinder bittet für ihn" gekommen war, in einem Alter von sechsundfünfzig Jahren. Unschuldig wie jene Kinder zu Betlehem, darf man wohl sagen, verschied auch er; denn heilig war seine Jugend, heilig war sein priesterlicher Wandel und heilig hatte er das bischöfliche Amt verwaltet. Wenn je ein Bischof ein würdiger Nachfolger der Apostel und Väter der Kirche war, war es gewiß der Fürstbischof von Genf. Durch seine Schriften lebt er im Andenken der Nachwelt fort, seine Philothea findet man seit dritthalb hundert Jahren in jedem Dorfe Frankreichs, Italiens und Deutschlands, und sein Name ist selbst dem Bauernknaben und dem Hirtenmädchen dieser Länder bekannt. Einen vorzüglichen Ruhm hat er sich aber durch die Bekehrung der Landschaft Chablais und Gex erworben, daher Jedermann bei Erwähnung seines Namens sogleich an dieses apostolische Werk denkt. Vielen Sündern war er gesetzt zur Auferstehung; Gerechten wurde er ein Führer auf der Bahn des Heils, Schwache hat er in der Tugend befestiget und Unvollkommene zur Vollkommenheit geführt. Andere, die in der Vorzeit lebten, sind nicht mehr im Andenken; sie gingen hin, als wären sie nie gewesen, aber Franz von Sales war ein Mann der Barmherzigkeit und Gottseligkeit und gab durch Weisheit heilige Lehren den Völkern; darum preisen ihn die kommenden Geschlechter.

Die hl. Johanna Franziska von Chantal schrieb von ihm nach seinem Tode: „Es scheint mir, daß mein Vater ein lebendiges Bild war, in welchem die Züge unsers

Herrn abgemalt waren. Denn die Harmonie und der Lebensgeist dieser heiligen Seele war höher als die Natur, war göttlich, und nicht nur ich, unzählige Andere, die ihn sahen, glaubten unsern Herrn auf Erden zu sehen."

Franz von Sales ließ sich auf den Wunsch seiner Freunde öfter abbilden. Er sagte: Das Gesetz der Liebe verbindet uns, dem Nächsten das Bild unsers Geistes vorzulegen. Warum sollen wir uns weigern, unsern guten Freunden den Trost zu vergönnen, daß sie mittelst des Pinsels und der Farben das Bild unsers irdischen Menschen vor Augen haben können?

Uebrigens hatte er nie ein Porträt im Hause; als ihn darum einst ein Freund um ein solches ansprach, mußte er es entlehnen. Da er es ihm zuschickte, sagte er in dem Begleitungsschreiben: „Es ist mir hinterbracht worden, ich sei bisweilen durch den Pinsel nicht gut getroffen. Aber daran liegt wenig. Wie ein Schatten schwindet der Mensch hin und betrübt sich vergebens." Er war, womit die gewöhnlichen Abbildungen von ihm übereinstimmen, von zartem Körperbau, hatte regelmäßige Gesichtszüge und ein blühendes Aussehen, aber nicht viele Haare. Seine Stirne war breit. Sein Gang, seine Bewegungen und seine Reden waren langsam und bedächtlich. Seine Miene, seine Geberden waren der reinste Ausdruck seiner Sanftmuth und Aufrichtigkeit.

Als er gestorben war, setzte man seinen Leichnam aus, wobei Wunder geschehen sein sollen. Das Volk zweifelte nicht an seiner Heiligkeit und lobte Gott laut seiner Tugenden und seiner Thaten wegen. Er wurde dann geöffnet und einbalsamirt. Sein Herz brachte man in

einer Kapsel in die Kirche der Heimsuchung zu Lyon. Da er sich in Annecy seine Grabstätte gewählt hatte, führte man seinen Leichnam den 29. Januar unter großen Feierlichkeiten dahin und er wurde dort in einer Kapelle, seitwärts vom Heiligthum der Kirche des ersten Klosters von der Heimsuchung, beigesetzt.

Alexander VII. sprach ihn 1661 selig, worauf sein Leib erhoben und in einen schönen silbernen Kasten unter dem Hochaltare gelegt wurde.

Vier Jahre später (1665) erfolgte seine Heiligsprechung durch den nämlichen Pabst und sein Fest wurde auf den 29. Januar verlegt, an dem sein Leib nach Annecy übertragen worden war.

Die Bulle der Heiligsprechung zählt sieben höchst bewährte Wunder auf, die zum Theil auf seine Fürbitte, zum Theil durch seine Reliquien geschahen, nämlich: die Auferweckung zweier Todten, die Heilung eines Blindgebornen, eines Gichtbrüchigen und dreier Lahmen.

Der Pabst Alexander VII., der seine Canonisationsbulle erließ, sowie zwei französische Könige, Ludwig XIII., der ihn noch von Angesicht kannte, und dessen Sohn, der vielgenannte Ludwig XIV., nebst vielen andern Personen glaubten fest, seiner Fürbitte die Genesung von gefährlichen Krankheiten zuschreiben zu müssen.

Nunmehr ist der hl. Franz von Sales ein mächtiger Fürbitter im Himmel für alle diejenigen, welche in Leiden und Anliegen zu ihm rufen.

Inhalts-Verzeichniß.

I. Leben des heiligen Vinzenz von Paul.

Seite.

Erstes Kapitel: Geburt und Jugendjahre des Vinzenz von Paul 1
Zweites Kapitel: Vinzenz als Christensclave . . 8
Drittes Kapitel: Weitere Schicksale des Vinzenz von Paul 16
Viertes Kapitel: Vinzenz als Lehrer in der Familie Gondi 22
Fünftes Kapitel: Vinzenz, Pfarrer zu Chatillon . 32
Sechstes Kapitel: Neue Wirksamkeit des Vinzenz von Paul 43
Siebentes Kapitel: Gründung kirchlicher Institute 50
Achtes Kapitel: Vinzenz von Paul zur Zeit des Krieges im Regentschaftsrathe 57
Neuntes Kapitel: Letzte Lebensjahre und Tod des Vinzenz von Paul 67
Zehntes Kapitel: Charakter und Heiligsprechung des Vinzenz von Paul 77

II. Leben des heiligen Franz von Sales, Fürstbischofs von Genf.

Seite.

Erstes Kapitel: Seine Jugend und Studienzeit bis zum Empfang der Priesterweihe . . . 89

Zweites Kapitel: Seine Mission im Chablais . 107

Drittes Kapitel: Seine Thätigkeit als Coadjutor und Bischof der Diözese in Genf 121

Viertes Kapitel: Stiftung des Ordens der Salesianerinnen oder Frauen von der Heimsuchung . 142

Fünftes Kapitel: Die letzten Arbeiten und der Tod des Heiligen 152